

Immanuel Kant

I.

Von Veit Valentin

Hoffentlich wird die Feier der zweihundertsten Wiederkehr des Geburtstages von Immanuel Kant dazu benutzt, das wahre Bild des großen Philosophen in allen seinen Zügen vor Deutschland und der Welt aufzurichten. Die theoretische Leistung Kants, das Wesen seines so völlig neuen und umwälzenden Kritizismus, ist gewiß von der deutschen offiziellen Wissenschaft mit Eifer und Umsicht dargestellt und erläutert worden. Seine praktischen Anschauungen von Staat und Gesellschaft wurden aber bis jetzt immer mit einer Art von verschämter Eile erledigt, so daß der Anschein erweckt wurde, diese Seite seines Wesens sei verhältnismäßig unwichtig, oder — noch geschickter! — dieser Teil seiner Ansichten sei durch beginnende Altersschwäche bereits beeinflusst und könnte deshalb nicht für ganz voll genommen werden. Kant war eben Demokrat, Republikaner und Pazifist — eine dem früheren Deutschland wenig bequeme Verbindung von fortgeschrittenen Ueberzeugungsinhalten. Daß man aus einem Denker von seiner Tiefe, von seiner über alle ephemeren Zeitmomente erhabenen Ueberlegenheit eine Art geistigen Paten des preußischen Unteroffizierkommisses zu machen versucht hat, beweist die unerschrockene, um nicht zu sagen unverschämte Verständnislosigkeit, deren sich der altpreußische Militarismus gegenüber allem befeißigte, was Genie ist.

Sprachliche Form und geistiger Begriff: „Völkerbund“ — sind von Immanuel Kant geprägt; auch darin liegt ja eine seltsame Paradoxie, daß die Nation bis heute außerhalb der „Liga der Nationen“ steht, deren größtes philosophisches Genie auch für die Geschichte des Völkerbundgedankens die wahrhaft kopernikanische Tat vollbracht hat. Diese Paradoxie wird noch um einige Grade schmerzlicher, wenn man erwägt, daß die Gedanken der politischen Ethik Kants bei den angelsächsischen Denkern eine sehr eigenartige Ehe eingegangen sind mit den Ueberlieferungen des Puritanertums. Um nur ein Beispiel anzuführen: die Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung von Massachusetts über das Problem des Völkerbundes (1844) schließen sich auf das genaueste an Kants Vorschläge an! In der Union of democratic control, die bekanntlich Wilsons 14 Punkte entscheidend beeinflusst hat,

ist in den Tagen des Weltkriegs die Kantische Ideenwelt zu unmittelbarer politischer Wirkung gelangt; von außen her und oft in antideutscher Färbung haben aber urdeutsche Gedanken in die Entwicklung unseres Staatslebens wieder hineingegriffen.

Um Kants entscheidende Leistung für den Völkerbundgedanken zu verdeutlichen, stützen wir uns — zur Widerlegung jedes billigen Einwandes — nur auf die Schriften, die auf der vollen Höhe seines Schaffens entstanden sind. Die früheste Arbeit ist die „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ (1784). Kant geht aus von dem Instinktleben der Menschheit: Arbeit, kindische Eitelkeit, Roheit und Zerstörungssucht beherrschen die Menschen — ist dabei denn gar kein Plan, kein neuerer Sinn wahrzunehmen? Der Mensch, als das einzige mit Vernunft begabte Wesen, hat die Aufgabe, diese Vernunft zum maßgebenden Prinzip des Lebens seiner Gattung zu machen. Die vorhandenen Gegensätze müssen durch eine gesetzmäßige Ordnung überwunden werden; politisch heißt das soviel wie: eine allgemeine, das Recht verwaltende bürgerliche Gesellschaft ist das Ziel. Sie hat den von der Natur gegebenen Antagonismus zu überwinden, der sich im Kriege am deutlichsten offenbart. Ueberspannte Rüstungen, innere Erschöpfung der Kräfte, die Not bringt schließlich die Völker zu dem, „was ihnen die Vernunft auch ohne soviel traurige Erfahrung hätte sagen können“; „nämlich: aus dem gesetzlosen Zustand der Wilden hinauszugehen und in einen Völkerbund zu treten“. Das ethische Sollen, das im Rechtsstaat der Nationen verwirklicht ist, erfährt damit seine Uebertragung auf das zwischenstaatliche Leben. Die menschliche Geschichte, die als ein Chaos erscheint, bekommt so einen Sinn, eine philosophische Weltgeschichte ist denkbar.

Kant hat an verschiedenen Stellen seiner Schriften scharfe Worte über die Kriegsbarbarei geäußert; so nennt er in der gleich zu betrachtenden Schrift „Zum ewigen Frieden“ den Krieg „eine viehische Abwürdigung der Menschheit“. Es gibt natürlich auch positive Seiten des Krieges, und Kant ist ein viel zu tiefer Denker, als daß er nicht das subjektive Recht und den rein menschlichen Wert der Kriegstapferkeit anerkennt („Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, 1793; „Ueber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“, 1793). Für die bisherige Entwicklung, sagt er, mag der Krieg ein unentbehrliches Mittel der Kulturförderung gewesen sein; die Zukunft führt auf den Staatenverein, auf die Republik freier, verbündeter Völker. So wie die Völker im Innern sich eine staatsbürgerliche Verfassung geben, um aus der Gewalttätigkeit und Not herauszukommen, so müssen sie an Stelle von despotischer Alleinherrschaft einer Universalmonarchie oder der Zersplitterung in kleine Staaten eine weltbürgerliche Verfassung setzen, den Zustand des allgemeinen Friedens. Die welt-

berühmte Schrift „Zum ewigen Frieden“ ist im Jahre 1795 geschrieben worden, in dem Jahre, in dem Preußen durch den Abschluß des Baseler Friedens aus der Koalition gegen Frankreich ausschied. Kant hat deshalb seiner Schrift die äußere Form eines Friedenstraktats von damals gegeben: sie enthielt Präliminar-Artikel, Defensiv-Artikel, einen Garantie-Artikel und sogar einen Geheim-Artikel.

Die tiefironische Stimmung, aus der Kant geschrieben hat, zeigt sich auch in dem Titel selbst, der jene satirische Inschrift auf dem Wirtshauschild eines holländischen Gasthofs wiederaufnimmt, das einen Kirchhof darstellte; Leibniz hat schon darauf aufmerksam gemacht.

Die konventionelle Politik seiner Zeit und damit die aller Zeiten: das ist der böse Feind, den Kant durch die scheinbar harmlose, feierliche Würde seiner Artikel tödlich trifft. Die herkömmlichen Friedensschlüsse sind immer die Ursache neuer Kriege gewesen, weil sie Zwangsverträge zwischen der Macht und der Ohnmacht waren. An die Stelle des Machtgedankens soll im internationalen Wesen nun auch der Rechtsgedanke treten: der Staat ist keine Habe, kein Handels-, Tausch- und Schacherobjekt für fürstliche Dynastien, sondern selbst eine moralische Person. Die stehenden Heere, der Gebrauch der Menschen zu bloßen Maschinen, die Anhäufung von Schätzen mit ihrem Reiz zum Mißbrauch und der Gefahr des Staatsbankrotts, die Anwendung ehrloser Mittel, wie Mord und Verrat, die Einmischung von Staaten in die inneren, die Verfassungsangelegenheiten anderer Staaten: das ist die alte politische Welt. Wie soll die neue aussehen? Das Staatsbürgerrecht soll durch eine republikanische, das heißt demokratische, nicht despotische Staatsform, die einzelnen Personen zur Nation zusammenfassen; diese Staatsform sichert allein den Staatsbürgern das Bestimmungsrecht über das Wichtigste im politischen Leben, die Entscheidung über Krieg und Frieden. Das Völkerrecht — dies ist die zweite Stufe — soll die republikanischen Staaten zu einem freien Völkerbunde vereinigen — rein föderalistisch, nicht im Sinne eines Völkerstaates, in dem der größere Staat zum kleineren das Verhältnis des Oberen zum Unteren beansprucht. Nichts beweist nach Kant ja mehr die Kraft des Rechtsgedankens, als das Bedürfnis der Nationen, ihre Kriege mit verletztem Recht zu rechtfertigen. Neues Recht schaffen kann aber niemals ein Friedensvertrag, der solchem Krieg entsprungen ist, sondern allein der Friedensbund, durch den die Freiheit sämtlicher beteiligten Staaten erhalten und gesichert wird.

Der Völkerbund schafft damit — das ist die dritte Stufe — ein neues Weltbürgerrecht; Kant begnügt sich damit, es als das Recht der allgemeinen Hospitalität zu charakterisieren, freilich nicht in einem wohlfeilen philanthropischen Sinne, sondern als

Garantie einer neuen Rechts- und Kulturgemeinschaft. „Die Natur will unwiderstehlich, daß das Recht zuletzt die Obergewalt erhalte“, sagt Kant; die Natur will weder die Despotie noch die Anarchie, sie hat die Völker gesondert in Sprachen und Religionen — aber bei anwachsender Kultur wachsen sie auch hinein in das Einverständnis eines Friedens. Kant gibt sich nicht der Illusion hin, als sei ein allgemeiner ewiger Friede morgen praktisch erreichbar: der Friede ist für ihn eine regulative Idee — die menschlichen Neigungen und Strebungen postulieren ihn als eine Garantie ihrer Verwirklichung; die hemmenden Kräfte sind gewiß an der Arbeit; wer schaffen will, im großen fördernden Sinne, der ist verpflichtet, den ewigen Frieden als eine Aufgabe zu betrachten, „die, nach und nach aufgelöst, ihrem Ziele beständig näherkommt“.

Einen neuen Typus des Staatsmannes fordert Kant: den „moralischen Politiker“. Die Politik der erfolgreichen Klugheit, der materiellen Machtvermehrung ist auf die Dauer eben doch nicht weise, ja nicht einmal praktisch vorteilhaft. Kant eilt hier seiner Epoche um zwei Menschenalter voraus, wenn er die Antinomie zwischen Politik und Moral löst durch den Begriff der Oeffentlichkeit. Alles höhere Recht, Staatsrecht, Völkerrecht, Weltbürgerrecht kann sich nur erfüllen in der breitesten Oeffentlichkeit. Wenn Meinung, Gesinnung, Plan und Methoden nicht geheim bleiben, dann muß die politische Arbeit um der Selbstachtung der Staatsbürger willen das Mindestmaß von Moralität aufweisen, das Eigennutz, Selbstsucht, Herrschsucht in den alleinigen Ehrgeiz verwandelt, dem Staate zu dienen.

Als Kant den Völkerbundgedanken ergriff, befand sich die große Idee in einem Stadium gefühlsmäßiger Einstellung: Humanität und Völkerversöhnung erfüllten die Juristen, Nationalökonomien, Kultur-reformer der Zeit. Kant hat mit Schärfe, Klarheit und Ironie als erster das Problem bis ans letzte Ende und bis zur letzten Tiefe durchdacht. Wenn wir seinen Rationalismus als immer noch etwas zu optimistisch empfinden, so ist dazu zu sagen: seine Vernunft war eine scharfe, scheltende, aufrüttelnde und zielsehende Vernunft — sie war nicht selbstselig wie sein aufklärerisches Jahrhundert, sondern kritisch auch gegen sich selbst. Ein kühles Menschenkennertum hat die Kantischen Ideen vom ewigen Frieden mit geboren. Wer heute die Völkerbundsverwirklichung an Kants Völkerbundgedanken mißt, dem wächst diese Menschenkennerschaft zur Skepsis, ja zum Ekel an. An die Stelle der zynischen Staatsleute von ehemals sind die heuchlerischen getreten; aber gibt es einen stärkeren Beweis für die Kraft der Idee des Friedens und des Völkerbundes, als die Tatsache, daß man sie zur Maske erniedrigt für die Fratze machtpolitischer Ausbeutung? Die Möglichkeit einer Fortentwicklung im erlösenden und befreienden Sinne besteht trotzdem: Kant hätte sonst vergebens gelebt und gedacht.

II.

Von W. Ellrich, Elbingerode i. H.

Die Frage ist, was der Klassiker der deutschen idealistischen Philosophie dem Demokraten und dem Sozialisten von heute zu sagen hat.

Man darf sich bei Beantwortung dieser Frage nicht auf Kants Rechts- und Staatsphilosophie im engeren Sinne beschränken, wie er sie in den 1797 erschienenen „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre“ zusammengefaßt hat. Das ist ein schwaches Alterswerk, von dem schon Hegel schrieb, daß die darin vertretenen Ansichten „in den Köpfen und in der Wirklichkeit Erscheinungen hervorgebracht“ hätten, deren Fürchterlichkeit nur an der Seichtigkeit der Gedanken, auf die sie sich gründeten, eine Parallele hätten.

In den Grundgedanken der Kantschen Ethik dagegen können sehr wohl einzelne Wurzeln modern demokratischer oder auch sozialistischer Gedankengänge gefunden werden. Besonders bedeutungsvoll ist in dieser Hinsicht der Zentralgedanke der ganzen Kantschen Moralphilosophie, der berühmte „kategorische Imperativ“. Allerdings darf man hier nicht in erster Linie an die bekannte Formel aus der „Kritik der praktischen Vernunft“ denken: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne!“

Ihr gegenüber gilt, was Kautsky bereits ausgeführt hat: „Der Kantsche kategorische Imperativ, der eine unbedingte allgemeine Regel unseres Handelns sein soll, erweist sich, bei Lichte betrachtet, in einer ganzen Reihe von Fällen innerhalb der heutigen Gesellschaft als undurchführbar und unmöglich, — weil er eine bestimmte Gesellschaftsordnung voraussetzt, eine solche, in der eine allgemeine Gesetzgebung möglich ist und diese durch den bloßen guten Willen der einzelnen Individuen durchgeführt werden kann. — Kant hatte keine Ahnung davon, daß die gesellschaftlichen Gegensätze aus Faktoren entspringen, die unabhängig von dem Wollen und dem Bewußtsein des einzelnen entstehen und wirken, daß die Gegensätze der Gesellschaft nicht bloß Gegensätze einzelner Individuen sind, sondern auch Gegensätze von Klassen.“ („Neue Zeit“, 1905/06, II, 518.)

Weit glücklicher hat Kant sein sittliches Grundgesetz in der kleinen Schrift „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ formuliert: „Handle so, daß du die Menschheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden andern jederzeit zugleich als Mittel, niemals bloß als Zweck brauchst“, wobei natürlich nicht übersehen werden darf, daß „Menschheit“ hier soviel wie „Menschentum“, „sittliche Persönlichkeit“ bedeutet.

Mehring allerdings findet auch hier nicht viel Gutes:

„Für den historischen Blick“, führt er in seiner „Deutschen Geschichte“ aus, „ergibt sich dieser Satz Kants sofort als der ideo-

logische Ausdruck der ökonomischen Tatsache, daß die Bourgeoisie, um ein für ihre Zwecke taugliches Ausbeutungsobjekt zu erlangen, die Arbeiterklasse nicht bloß als Mittel gebrauchen, sondern auch als Zweck setzen, d. h., sie im Namen der Menschenfreiheit und Menschenwürde von den feudalen Fesseln der Erbuntertänigkeit und Leibeigenschaft befreien mußte.“

Aber das scheint mir denn doch eine etwas gewaltsame Umdeutung der Kantschen Meinung zu sein.

Ist nicht vielmehr in dem Satze Kants tatsächlich — wenn auch nur formal — das Fundamentalgesetz jeder Persönlichkeitsethik und damit zugleich jeder wahren Demokratie ausgesprochen? Wo die Achtung vor dem Menschentum des andern die Gesellschafts- und Staatsauffassung maßgebend bestimmt, müssen Obrigkeit und Untertan sich schließlich im freien Staatsbürger vermählen. Kant tritt hier als Erbe der englischen und französischen Aufklärung an: „Seine Staatsrechtsphilosophie stellt sich als eine Uebersetzung der demokratischen Deduktionen Rousseaus und der radikalen bourgeois-liberalen Motivierungen Lockes in den preußischen Liberalismus am Ende des 18. Jahrhunderts dar.“ (Cunow: „Die Marxsche Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie“, Berlin 1920, I, 220.) Das hat schon Marx richtig erkannt.

Hören wir Kant selbst:

„Die gesetzgebende Gewalt kann nur dem vereinigten Willen des Volkes zukommen („Rechtslehre“); — ich gestehe, daß ich mich im Ausdruck nicht wohl finden kann: ein gewisses Volk ist zur Freiheit nicht reif; die Leibeigenen eines Gutseigentümers sind zur Freiheit noch nicht reif, und so auch die Menschen überhaupt sind zur Glaubensfreiheit noch nicht reif. Nach einer solchen Voraussetzung wird die Freiheit nie eintreten; denn man kann zu dieser nicht reifen, wenn man nicht zuvor in Freiheit gesetzt worden ist, — man reift für die Vernunft nie anders als durch eigene Versuche. Es zum Grundsatz machen, daß denen, die einmal unterworfen sind, überhaupt die Freiheit nicht taue, und man berechtigt sei, sie jederzeit davon zu entfernen, ist ein Eingriff in die Regalien der Gottheit selbst, der den Menschen zur Freiheit schuf („Die Religion“); die republikanische Verfassung ist die einzige, welche dem Recht der Menschen vollkommen angemessen ist. — Sie hat außer der Lauterkeit ihres Ursprungs, aus dem reinen Quell des Rechtsbegriffs entsprungen zu sein, noch die Aussicht auf den ewigen Frieden. Wenn, wie es in dieser Verfassung nicht anders sein kann, die Beistimmung der Staatsbürger dazu erfordert wird, um zu beschließen, ob Krieg sein solle oder nicht, so ist nichts natürlicher, als daß — da sie alle Drangsale des Krieges über sich selbst beschließen müßten (als da sind: selbst zu fechten, die Kosten des Krieges aus ihrer eigenen Habe herzugeben; die Verwüstungen, die er hinter sich läßt, kümmerlich zu verbessern; zum Uebermaß des Uebels endlich eine, den Frieden

selbst verbitternde, nie — wegen naher, immer neuer Kriege — zu tilgende Schuldenlast selbst zu übernehmen), sie sich sehr bedenken werden, ein so schlimmes Spiel anzufangen. Da hingegen in einer Verfassung, wo der Untertan nicht Staatsbürger, die also nicht republikanisch ist, es die unbedenklichste Sache von der Welt ist, weil das Oberhaupt nicht Staatsgenosse, sondern Staatseigentümer ist, an seinen Tafeln, Jagden, Lustschlössern, Hoffesten usw. durch den Krieg nicht das mindeste einbüßt, diesen also wie eine Art von Lustpartie aus unbedeutenden Ursachen beschließen, und der Anständigkeit wegen dem dazu allezeit fertigen diplomatischen Korps die Rechtfertigung desselben gleichzeitig überlassen kann. (N.B.: Den Monarchisten ins Album! D. V.) Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören. Denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg; durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen, reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten, die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und, indem durch die darauf verwandten Kosten der Friede endlich noch drückender wird als ein kurzer Krieg, so sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last loszuwerden; wozu kommt, daß zum Töten oder Getötetwerden, in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Menschen als bloßen Maschinen und Werkzeugen in der Hand eines andern (des Staates) zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt.“ („Zum ewigen Frieden“.)

Vom Sozialismus hat Kant nicht viel gewußt, sozialistischen Gedankengängen stand er vollständig fern. Kant und Marx, hat H. Cunow in dem bereits erwähnten Buche mit Recht ausgeführt, „gehen von einer ganz grundverschiedenen Auffassung des Menschen in seinem Verhältnis zur Gesellschaft aus, und an dieser Verschiedenheit muß notwendig jeder Versuch scheitern, den Marxismus durch die Kantsche Ethik zu rechtfertigen oder ihm das Kantsche Sittengesetz als Ergänzung aufzupropfen“ (II, 301).

Andererseits aber steht fest, daß die kapitalistische Wirtschaftsform, die die Kraft des Arbeiters einfach als Ware wertet und ihre Maßnahmen grundsätzlich nur nach dem Grade der Rentabilität trifft, den Menschen tatsächlich nur als Produktionsmittel betrachtet, dessen Menschenwürde ihm an sich vollständig gleichgültig ist. Siehe Abbau des Achtstundentags!

Erst die kommende sozialistische Gesellschaft wird auch dem Arbeiter die Möglichkeit zur freien Entfaltung seines Menschentums geben.

So führen moderne Demokratie und moderner Sozialismus tatsächlich Kantsche Gedanken fort: Größtmögliche Entfaltung der Persönlichkeit innerhalb der Schranken, die dem einzelnen durch das gesellschaftliche Zusammenleben notwendig gezogen sind.

Kant selbst hat die Folgerungen seiner ethischen Grundgedanken kaum geahnt. Er brachte es fertig, in dem schon er-

wähnten Alterswerk, das seine Rechts- und Staatsphilosophie systematisch darstellt, alle wirtschaftlich Abhängigen (also auch alle Lohnarbeiter), sowie „alles Frauenzimmer“ als bloße Staatsgenossen den eigentlichen Staatsbürgern gegenüberzustellen und von der aktiven Mitarbeit am Staate auszuschließen. Er brachte es ein Jahrzehnt nach der französischen Revolution fertig, jede Auflehnung gegen den Herrscher als unsittlich zu verurteilen und in einer Zeit, in der das „Preußische Landrecht“ die Leibeigenschaft grundsätzlich bereits aufgehoben hatte, diese noch einmal mit pseudo-philosophischen Tüfteleien zu rechtfertigen.

Auch in seinem Leben zeigt sich Kant als der typische philiströse Kleinbürger des 18. Jahrhunderts, der nie vergißt, was sich für den Untertan des unumschränkten Herrschers ziemt. Das klassische Beispiel dafür ist die berühmte Geschichte seiner Maßregelung durch Wöllner, den famosen Kultusminister Friedrich Wilhelms II. Sie ist wert, immer wieder einmal in das Gedächtnis der Nachwelt zurückgerufen zu werden; Kant selbst hat sie in charakteristischster Weise 1798 in der Vorrede zu der kleinen Schrift „Streit der Fakultäten“ erzählt. Wir geben sie möglichst mit seinen Worten wieder:

„König Friedrich Wilhelm II., ein tapferer, redlicher, menschenliebender und — von gewissen Temperamenteigenschaften abgesehen — durchaus vortrefflicher Herr“ (deutsch gesprochen: ein zwischen Priestern und Dirnen haltlos hin- und herschwankender Schwächling — D. V.), hatte 1788 ein Zensuredikt ergehen lassen. Als Kant einige Jahre später seine „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“ herausgab, erhielt er 1794 folgendes wahrhaft königliche Schreiben:

„Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preußen usw. usw. Unsern gnädigen Gruß zuvor. Würdiger und Hochgelahrter, lieber Getreuer! Unsere höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehen, wie Ihr Eure Philosophie zu Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christentums mißbraucht; wie Ihr dieses namentlich in Eurem Buche: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“, desgleichen in andern kleineren Abhandlungen getan habt. Wir haben Uns zu Euch eines besseren versehen, da Ihr selbst einsehen müsset, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsere Euch sehr wohl bekannte landesväterliche Absichten handelt. Wir verlangen des ehesten Eure gewissenhafteste Verantwortung und gewärtigen uns von Euch bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nichts dergleichen werdet zuschulden kommen lassen, sondern vielmehr, Eurer Pflicht gemäß, Euer Ansehen und Eure Talente dazu anwenden, daß Unsere landesväterliche Intention je mehr und mehr erreicht werde, widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter

Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt. Sind Euch mit Gnade gewogen.

Auf Seiner Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl
Wöllner.

Dem würdigen und hochgelahrten Unserm Professor auch lieben, getreuen Kant zu Königsberg.“

Kant hat dies Schreiben nicht, wie wir vielleicht erwarten, in alle Welt hinausgeschrien, sondern er hat „nur seinem vertrautesten Freunde die Existenz desselben bekannt gemacht“ und seinem Könige eine „alleruntertänigste“ Verteidigungsschrift zugeschickt, die damit schloß, daß er „als Sr. Königl. Majestät getreuester Untertan feierlichst erklärte, sich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, enthalten zu wollen.“

In Kants Nachlaß hat man später folgende, sehr bezeichnende Notiz dazu gefunden: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Ueberzeugung ist niederträchtig und kann niemandem zugemutet werden; aber Schweigen in einem Falle wie der gegenwärtige, ist Untertanpflicht, und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen. — Auch ist in meiner Verteidigung der Ausdruck, daß ich als Ihro Majestät treuester Untertan von der biblischen Religion niemals, weder schriftlich, noch in Vorlesungen mündlich öffentlich sprechen wolle, mit Fleiß so bestimmt worden, damit beim etwaigen Ableben des Monarchen vor meinem, da ich alsdann der Untertan des folgenden sein würde, ich wiederum in meine Freiheit zu denken eintreten könnte.“ Ein etwas klägliches Sichwinden zwischen Philosophie und Untertanenpflicht!

Fassen wir zusammen: Auch Kant war ein Kind seiner Zeit, keineswegs der „absolute“ Philosoph, als der er von gewisser Seite gern gefeiert wird; aber gerade seine Grundgedanken bieten doch immer wieder so viel Anregung zum Nachdenken, daß es sich auch für den philosophisch interessierten Demokraten und Sozialisten von heute lohnt, Kants Schriften wieder einmal vorzunehmen. Dazu biete der 200jährige Geburtstag des Philosophen den äußeren Anlaß.

Die Verfassung als Machtfrage

Von Ferdinand Lassalle

(Geboren am 11. April 1824)

Die tatsächlichen Machtverhältnisse, die in einer jeden Gesellschaft bestehen, sind jene tätig wirkende Kraft, welche alle Gesetze und rechtlichen Einrichtungen dieser Gesellschaft so bestimmt, daß sie im wesentlichen gar nicht anders sein können, als sie eben sind.

*

Diese tatsächlichen Machtverhältnisse schreibt man auf ein Blatt Papier nieder, gibt ihnen schriftlichen Ausdruck, und wenn sie nun

niedergeschrieben worden sind, so sind sie nicht nur tatsächliche Machtverhältnisse mehr, sondern jetzt sind sie auch zum Recht geworden, zu rechtlichen Einrichtungen, und wer dagegen angeht, wird bestraft! Ebenso, meine Herren, wird Ihnen jetzt von selbst klar sein, wie man bei diesem Niederschreiben jener tatsächlichen Machtverhältnisse, wodurch sie nun auch zu rechtlichen werden, zu Werke geht.

Man schreibt da nicht hinein: der Herr Borsig ist ein Stück der Verfassung, der Herr Mendelssohn ist ein Stück der Verfassung usw., sondern man drückt dies auf eine viel gebildete Art und Weise aus.

Will man also z. B. feststellen: die wenigen großen Industriellen und großen Kapitalisten in der Monarchie sollen so viel Macht haben und mehr als alle Bürger, Arbeiter und Bauern zusammengenommen, so wird man sich hüten, das in dieser offenen und unverhüllten Form niederzuschreiben. Aber man erläßt ein Gesetz, wie z. B. das oktroyierte Dreiklassenwahlgesetz vom Jahre 1849, durch welches man das Land in drei Wählerklassen einteilt, gemäß der Höhe des Steuerbeitrages, den die Wähler entrichten und der sich natürlich nach ihrem Kapitalbesitz bestimmt.

*

Was auf das Blatt Papier geschrieben wird, ist ganz gleichgültig, wenn es der realen Lage der Dinge, den tatsächlichen Machtverhältnissen widerspricht.

*

Verfassungsfragen sind ursprünglich nicht Rechtsfragen, sondern Machtfragen; die wirkliche Verfassung eines Landes existiert nur in den realen tatsächlichen Machtverhältnissen, die in einem Lande bestehen; geschriebene Verfassungen sind nur dann von Wert und Dauer, wenn sie der genaue Ausdruck der wirklichen in der Gesellschaft bestehenden Machtverhältnisse sind.

(Aus der epochalen, im Jahre 1862 gehaltenen Rede)

Hugo Stinnes

Von Paul Ufermann

Hugo Stinnes hatte der deutschen Großindustrie, wie sie den Krieg überstand, richtungweisend neue Wege eröffnet. Die als vertikale Konzentration bekannte organisatorische Verbindung aufeinanderfolgender Produktionsstufen wurde von ihm zuerst im großen Ausmaß durchgeführt. Mit Stinnes wurde die Epoche der Kartell- und Syndikatspolitik überwunden, die der deutschen Wirtschaftsgeschichte der letzten drei Dezennien ihren Stempel aufgedrückt hatte.

Hugo Stinnes wurde am 12. Februar 1870 in Mülheim an der Ruhr geboren. Seine Mutter entstammte der Heimat Poincarés, Lothringen. Der romanische Typus, den Stinnes aufzuweisen hatte, ist aus dieser Abstammung durchaus erklärlich. Sein Vater, Hermann Hugo Stinnes, war das dreizehnte Kind des Begründers der Firma, Matthias Stinnes. Dieser kaufte im Dezember 1810 blutjung in Mülheim an der Ruhr einen Kohlenberg und einen Nachen, wo-

mit er den Grundstein zur Firma legte. Das Geschäft nahm einen schnellen Aufschwung. 1839 erbohrte der alte Stinnes auch in der Essener Gegend in einer Teufe von 36 Lachtern das erste Kohlenflöz. Die Zeche „Graf Beust“, die hier entstand, brachte im Jahre 1842 die erste Dampfmaschine des Ruhrgebiets in Bewegung. 1843 wurde der erste Rheindampfer von Stinnes in Fahrt gesetzt. Als Matthias Stinnes 1845 starb, hinterließ er einen Komplex von Industrierwerken und eine stattliche Rheinflotte, nebst einer Handelsmacht in Kohle.

Die Stinnes standen an der Wiege der deutschen Kohlen- und Großindustrie. Sie erlebten deren sämtliche Entwicklungsstufen mit. Der Kohlenhandel war ihre ureigenste Domäne, die Rheinschiffahrt zum größten Teil ihr Werk. Es war deshalb natürlich, daß Hugo Stinnes zu einem der ersten Repräsentanten dieser Industrie- und Handelszweige emporwuchs.

Nachdem er die Schule besucht hatte, trat er beim Hause Später & Co. in Coblenz, einer Grobeisen-, Erz- und Kohlenhandlung von Ruf und Rang, in die Lehre. Mit ihm gemeinsam lernte dort ein anderer, der es ebenfalls zum Konzerngebiete bringen sollte: Hermann Klöckner. Als Stinnes die Bergakademie in Berlin absolviert hatte, trat er, nach dem Tode seines Vaters, in das Familiengeschäft ein. Doch, kaum dreiundzwanzigjährig, machte er sich selbständig, indem er eine eigene Firma, Hugo Stinnes G.m.b.H. in Mülheim an der Ruhr, mit 12 500 Talern Stammkapital gründete. Aus dieser Kernzelle entwickelten sich die Riesenkonzerne, die er bei seinem Tode hinterließ.

Die industrielle Sturm- und Drangperiode nach 1890 leitete eine Epoche ein, die die deutsche Eisen- und Stahlindustrie zum kompaktesten Machtfaktor des europäischen Kontinents machen sollte. Sie bildeten das Rückgrat der wilhelminischen Großmachtspolitik, teilweise schuf sie deren Voraussetzungen. Der Feuerkopf Stinnes stand während dieses Eiltempo der Entwicklung an erster Stelle.

Von Stinnes' Vorkriegserfolgen wären zu nennen: die Gründung der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerks- und Hütten-A.-G. und das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk. In ersterem Unternehmen stellte er die charakteristische Verbindung zwischen Kohlen- und Eisenwerken her und schuf den Rahmen für die Zusammenarbeit des rheinisch-westfälischen und lothringisch-luxemburgischen Industriegebiets. Damit waren Kohle und Erz vereinigt, jene maßgebenden Faktoren der Wirtschaft, die durch den Krieg zerrissen wurden und um deren Wiedervereinigung jetzt am Rhein und an der Ruhr zwischen Franzosen und den Deutschen gekämpft wird. Die Stinnesche Rheinflotte verband in sinniger Weise das Dreieck Lothringen-Luxemburg, Saargebiet und Rheinland-Westfalen. Das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk spannte seine Leitungsdrähte über das Ruhrgebiet und die um-

liegenden Industriegegenden. Daneben hatte Stinnes Schiffahrtsinteressen und Handelsgeschäfte aufzubauen begonnen.

Und nun der Krieg! Dieser legte breite Straßen frei für Leute, die sich auf Geschäfte verstanden. Es ist überflüssig zu sagen, daß Stinnes dabei die Spitze nahm. Er verstand es nicht nur, seine Industriewerke bis zum letzten anzuspannen, nicht nur schleppten seine Schiffe Riesenlasten, sondern er wußte auch Quellen zum Fließen zu bringen, die die deutsche Kriegsmaschinerie mit Rohstoffen und Gebrauchsgegenständen aller Art versorgten. In Deutschland, Belgien oder Nordfrankreich, überall, wo es industrielle oder handelspolitische Fragen zu lösen gab, war er vertreten. Die Gewinne multiplizierten sich, die Notenpresse der Herren Helfferich und Havenstein lieferte die finanzielle Munition, Stinnes schaufelte, seine Geldschränke füllten sich.

Er ging daran, die übermäßig hereingekommenen Kriegsgewinne zweckmäßig zu verwenden, kaufte Sachwerte, Industrieunternehmen aller Art und rundete seine Werke ab, indem er den Weg der vertikalen Konzentration beschritt. Schiffahrtsgesellschaften entstanden, der Grundstein zu den späteren Export- und Importgeschäften wurde gelegt.

Als der Krieg vorüber war, schien ein sozialer Umsturz tiefgehendster Art sich anzubahnen. Viele Unternehmer verloren den Kopf, sie glaubten, das Ende der bürgerlichen Staats- und Gesellschaftsordnung sei gekommen. Anders Hugo Stinnes. Er war der Eifrigste bei der Gründung der Arbeitsgemeinschaft zwischen den Gewerkschaften und den Unternehmern. So wurden Teile des wild-reißenden Stromes der proletarischen Energie in das geruhame Bett der gegenseitigen Verhandlungen gezogen.

Und während die Inhaber der politischen Gewalt, die Arbeiter, sich herumstritten, zog ein anderer Helfershelfer der Kapitalkonzentration schleichend herum: die Inflation. Sie sollte denen, die ihr Geheimnis früh genug zu ergründen vermochten, noch viel größere Gewinne bringen als der Krieg. Als andere noch mit dem Geld als mit einem konstanten Faktor rechneten, erkannte Stinnes bereits die Markentwertung. Er machte Schulden, wie sie nur zu machen waren, wenn sie später mit einem Butterbrot zurückgezahlt werden konnten.

Noch ehe die deutschen Arbeiter sich dessen bewußt wurden, daß die soziale Revolution sich immer mehr in nebelhafte Fernen verlor, hatte Stinnes den Grundstock zu seinen Industriekonzernen gelegt. Die Besitzungen, die infolge des Friedensvertrages im Südwesten Deutschlands abgetreten werden mußten, suchte er durch Angliederungen gleichartiger innerdeutscher Betriebe zu ergänzen. So kamen die großangelegten Verbindungen zustande, die in der Siemens-Rhein-Elbe-Schuckert-Union ihren Höhepunkt erreichten.

Große Unternehmungen der Rohstoffindustrie wurden mit solchen der Fertigfabrikation in Gestalt von Interessengemeinschaftsverträgen, deren Gültigkeit bis zum Jahre 2000 reicht, verbunden.

Neben dieser Gemeinschaftsarbeit mit andern Größen der Industrie schuf Stinnes seine Privatkonzerne. Hier wirkte sich sein ruhe- und fesselloser Geist rücksichtslos aus. Versuchen wir diesen Teil seiner Macht mit einigen Worten zu erfassen. In Hamburg entstanden Schiffahrtsgesellschaften, deren Schiffe auf eigenen Werften gebaut werden konnten. Damit einher ging der Aufbau international verästelter Export- und Importgeschäfte zur Ein- und Ausfuhr von Rohstoffen und Fertigprodukten aller Art. In der Hamburger Verkehrs-A.-G. werden Hotels, Kurhäuser usw. vereinigt. In Ostpreußen werden Papier-, Zellstoff- und Zellulosefabriken erworben, die aus eigenen Wäldern ihr Holz bekommen. In Berlin, Leipzig, Frankfurt a. M., Halle, München usw. gehen große Druckereien und Verlagsgeschäfte auf Stinnes über. Tageszeitungen, Zeitschriften und Korrespondenzbüros folgen. Damit wird Stinnes zum Beherrscher eines großen Teils der öffentlichen Meinung. Ein Petroleumkonzern von gewaltigen Verbindungen entsteht. Eine große Versicherungsgesellschaft wird verschluckt. Banken werden erworben, um in ihnen finanzielle Knotenpunkte zu schaffen. Filmgesellschaften, landwirtschaftliche Betriebe, Margarinefabriken usw. usw., alles sammelt sich im Stinnes-Konzern. Wir haben hier nur das Wichtigste herausgegriffen; es wird genügen, um eine Vorstellung zu machen, daß die Macht des Inflationskönigs Stinnes im Zeitraum weniger Jahre mächtig in die Tiefe und Breite gewachsen war.

Im Ausland, in allen Ländern von Bedeutung, entstanden Tochtergesellschaften, soweit sie nicht bereits vorhanden waren. In Oesterreich fand sich in Castiglioni ein ebenbürtiger Bundesgenosse. Beide verbanden sich und dehnten ihr Machtbereich in fast allen Industriezweigen Oesterreichs und den Nachfolgestaaten aus. Der bedeutendste Besitz des Konzerns Stinnes-Castiglioni in Oesterreich ist die Alpine Montangesellschaft. — Und so gewahren wir die Fäden der Stinnesschen Unternehmungen in allen Erdteilen, seine Schiffe mit der schwarz-weiß-roten Bauchbinde um den Schornstein und den gekreuzten Hämmern darin tragen seinen Namen über die ganze Welt. Selten gab es einen Deutschen, dessen Energie so vielgestaltig nach allen Seiten ausstrahlte.

Daß Stinnes nicht zum Politiker berufen war, mag er wohl selber eingesehen haben. Seine Leistungen auf diesem Gebiet reichen kaum an die eines Durchschnittspolitikers heran. Soweit er in den Gang der Außenpolitik einzugreifen versuchte, ist es zumeist zum Schaden für Deutschland gewesen. Man denke an sein Auftreten in Spa, wo die Rede Otto Huës, nach dem provokatorischen Vorstoß von Stinnes, geradezu wie eine Erlösung wirkte. Das Wiesbadener Abkommen Rathenaus bekämpfte er mit der ihm eigenen

Rücksichtslosigkeit, um ein Jahr später mit dem Marquis de Lubersac die von Rathenau angebahnten Sachlieferungen durch einen groß-angelegten Vertrag in die Tat umzusetzen. Allerdings, nachdem die Sachlieferungen von der lästigen Kontrolle der Regierung und der Gewerkschaften bereinigt waren. Stinnes, der mit so heftigen Worten gegen die Erfüllungspolitik Rathenaus aufgetreten war, wurde zum größten Erfüllungspolitiker, als er den Gang nach Canossa, zur Micum in Düsseldorf, antrat. Und was sein Generaldirektor Vögler für den Ruhrbergbau zu erfüllen versprach, hatte Rathenau nicht im entferntesten zugestanden.

Obwohl die Qualifikation zum Politiker großen Stils von jedermann bestritten wurde, übte Stinnes faktisch die Herrschaft über die Republik aus. Landauf, landab, auch von unserer Seite, erscholl der Ruf von einer Stinnes-Republik, selbst wenn Gegner von Stinnes die Regierungsgeschäfte besorgten. Wir als Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung, die wir schon von Lassalle die Binsenwahrheit in uns aufnahmen, daß Herr Borsig ein Stück Verfassung sei, sollten doch nachgerade wissen, daß ein Beherrscher der Wirtschaft letzten Endes auch die Politik maßgebend beeinflußt. Es mußte als ein Mangel von Einsicht in die historischen Triebkräfte des Klassenkampfes bezeichnet werden, daß die Arbeiter in dem hinter uns liegenden Jahrfünft ihre teilweise einzige Aufgabe im Schimpfen auf Stinnes und in der Inszenierung von Lohnbewegungen sahen, anstatt reale wirtschaftliche Gegenkräfte zu schaffen, die diese Uebermacht eines Stinnes zu kompensieren in der Lage gewesen wären. Diese Gegenkräfte denken wir uns in starken, innerlich gefestigten und intellektuell hochstehenden Gewerkschaften, an deren Seite eine Betriebsräteorganisation mit weitem Wirkungsgrad zu marschieren hätte.

Stinnes war der Prototyp des deutschen Großkapitals. Was er geschaffen, muß in der Zukunft seine Existenzberechtigung beweisen. Hält sein Werk, was es verspricht, kann Stinnes als ein großer Marxist der Praxis angesprochen werden, denn was Marx bezüglich der Konzentration der Produktionsmittel vor 70 Jahren theoretisch ersann, hat Stinnes in der Praxis weitgehend verwirklicht. Der Sozialismus bekommt, von den Zinnen der Stinnesschen Riesenkonzerne aus gesehen, ein anderes Gesicht als von der Basis zersplitterter Kleinbetriebe.

Nun ging der Mann, der soviel Machtmittel in seiner Hand vereinigte, von hinnen. Seine Söhne, Edmund und Hugo, und seine Direktoren werden das Werk des Meisters fortzusetzen versuchen. Hoffentlich sorgen die Nichtsachwertbesitzer dafür, daß sie bei den Stinnesen der Zukunft nicht lediglich als Sklaven in Rechnung gestellt werden.

Zu den bayerischen Landtagswahlen

Von Ernst Niekisch

Als die Bayerische Volkspartei 1920 das Bündnis mit den Deutschnationalen (Bayerische Mittelpartei) und ihrem deutsch-völkischen Anhang eingegangen war, hatte sie gehofft, den Bundesgenossen gründlich hinteres Licht führen und mißbrauchen zu können. Die Bayerische Volkspartei ist separatistisch, weißblau-wittelsbachisch; Dr. Heim, der 1918 für die Donaumonarchie unter Frankreichs Schutz geworben hatte, sprach damals ihre geheimsten Wünsche und Sehnsüchte aus. Nichts freilich war der Entfaltung der bayerischen „Staatspersönlichkeit“ hinderlicher als eine starke Reichsgewalt; Erschütterung der Reichsautorität, Auflockerung des Reichsgefüges waren mithin die ersten Voraussetzungen für den Erfolg der separatistischen Politik der Bayerischen Volkspartei. Bayern bot allen Feinden der Republik und des Reiches eine Freistatt an; alle die Maulwürfe, die den Reichsbau unterhöhlen, Ludendorff, Hitler, Ehrhardt, Roßbach wurden in Bayern mit offenen Armen aufgenommen.

Nun erlebte die Bayerische Volkspartei freilich an ihren schwarz-weiß-roten Freunden keine reine Freude. Wenn auch Dr. Heim „Föderalismus“ sagte, so wußte Ludendorff doch, daß „Separatismus“ gemeint war. Die Deutschvölkischen, die bald die Führung der schwarz-weiß-roten Reaktion innerhalb Bayerns an sich gerissen hatten, empfanden deutlich genug, daß die separatistische Einstellung der Bayerischen Volkspartei dem schwarz-weiß-roten Hohenzollernreich ebenso gefährlich sei wie der schwarz-rot-goldenen Republik. Sie setzten wohl den Kampf gegen die „Judenrepublik“ ins Werk; dabei waren sie jedoch gleichzeitig besorgt, die Massen, die ihnen Gehör schenkten, gegen die Bayerische Volkspartei einzunehmen. Zwischen der Bayerischen Volkspartei und den Deutschvölkischen begann ein Wettlauf um die Seele des bayerischen Volkes.

Hand in Hand damit verlief das Ringen um die Herrschaft über den bayerischen Staatsapparat. Die Verwaltung und das Schulwesen blieben im großen und ganzen unter dem Einfluß der Bayerischen Volkspartei; nicht umsonst betrachtete Hitler den Innenminister Schweyer als seinen gehäßigsten Feind. Den bayerischen Justizapparat hingegen eroberten sich die Deutschnationalen; es erwies sich für sie vorteilhaft, daß die Deutschnationalen Dr. Roth und Gärtner Justizminister gewesen waren. Das Münchener Volksgericht hatte schon während des Fuchs-Machhaus-Prozesses gezeigt, daß es sich als Organ der schwarz-weiß-roten Reaktion fühle; noch deutlicher trat dies im Verlaufe des Hitler-Prozesses in Erscheinung.

Der Argwohn, mit dem die Deutschvölkischen die Bayerische Volkspartei beobachteten, hatte im November 1923 Hitler dazu

verleitet, „vorzuprallen“. Die „Treulosigkeit“ Kahrs war damals wohl darauf berechnet gewesen, die lästige deutschvölkische Bewegung sich in ihrem hochverräterischen Abenteuer abwirtschaften zu lassen. Indes bot sich das Münchener Volksgericht bereitwillig als Schauplatz dar, von dem aus die Deutschvölkischen eine weithin wirkende Wahlpropaganda für sich und eine grimmige moralische Offensive gegen die Bayerische Volkspartei zu unternehmen vermochten.

Als die Bayerische Volkspartei auf die Landtagsauflösung hinarbeitete, vertraute sie wohl darauf, daß sie innerhalb der bäuerlichen katholischen Bevölkerung zu tief verwurzelt sei, um große Verluste befürchten zu müssen. Ihr ländlicher, klerikaler Charakter gab ihr von vornherein einen gewaltigen Vorsprung vor dem schwarz-weiß-roten Nebenbuhler; nach wie vor hatte sie in der katholischen Geistlichkeit die wirksamsten Wahlhelfer. Demgegenüber ist die deutschvölkische Bewegung doch nur recht wenig bodenständig in Bayern. Sie hatte Erfolg unter dem durch die Inflation enteigneten Mittelstand, unter politisch blindem Studententum, unter der großen Zahl der infolge der Kriegsfolgen entwurzelten Existenzen. Ihre sozialrevolutionäre und nationalistisch überhitzte Ideologie wandte sich an das Gefühl von Verzweifelnden, Unzufriedenen und Deklassierten. Im Grunde genommen sind solche Schichten stets politischer Flugsand, auf dem feste politische Gebäude nicht errichtet werden können. Trotz der Einbußen, die die Bayerische Volkspartei bei der vergangenen Wahl in den Städten erlitt, weiß sie jetzt nach der Wahl, daß sie auch fernerhin auf dem flachen Lande festen Boden unter den Füßen hat. Infolgedessen hat sie keinen Anlaß, bei der bevorstehenden Regierungsbildung und Regierungstätigkeit sich zu überstürzen und zu überhasten; sie kann warten und darf sich bewußt sein, gegenüber den Deutschvölkischen den längeren Atem zu haben.

Die Hirtenbriefe, Fastenpredigten, religiösen Ansprachen und seelsorgerlichen Ermahnungen, an denen in der letzten Zeit der Kardinal Faulhaber so überaus fruchtbar ist und in denen er immer wieder den Gläubigen seine „schweren Besorgnisse“ um das Schicksal der katholischen Kirche in Bayern anvertraut, sind bereits die ersten und höchst wirkungsvollen Vorbereitungen der Bayerischen Volkspartei, den verlorenen Boden auch in den Städten wieder zurückzugewinnen.

Die Hauptleidtragenden bei dem Wettlauf zwischen der Bayerischen Volkspartei und den Deutschvölkischen um die Seele des bayerischen Volkes waren die übrigen bürgerlichen Parteien. Insbesondere erlitten jene Parteien, die nicht prinzipiell monarchistisch sind, vernichtende Verluste. Freilich hat noch nie eine Partei ihren Zusammenbruch mehr selbst verschuldet als die bayerische demokratische Partei. Sie hat nie ein offenes Bekenntnis zu Republik und Reichsautorität gewagt und hat stets die Scheidelinie ver-

wischt, durch die sie sich schon programmatisch von den bayerischen Reichszerstörern hätte getrennt fühlen müssen; so entglitt ihr die Gefolgschaft, die sich um lärmendere Trommler scharte. Die schroffen Gegensätze, die sich in Bayern zwischen der schwarz-weiß-roten und weiß-blauen Reaktion auftun, dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, daß nahezu das gesamte bayerische Bürger- und Bauerntum sich zur Reaktion, also gegen die Republik, bekannt hat.

Die einzig zuverlässige Stütze der Republik in Bayern ist die Arbeiterschaft. Es ist in Bayern gefährlich, Sozialist und Republikaner zu sein; Gefängnisse winken und Verfolgungen drohen. Dazu haben fast alle Reichsregierungen bisher den bayerischen Stützen der Weimarer Verfassung Hilfe versagt. Das hat sicher der Sozialdemokratie Abbruch getan; zahlreiche Ungeduldige und Enttäuschte mögen da in das Lager der Kommunisten abgewandert sein, deren gewonnene Mandate, wie die Dinge in Bayern liegen, verlorene politische Größen sind. Auf Mitläufer hat auch sicherlich die Parole: „Gegen den Marxismus!“ Wirkung geübt, jene Parole, die raffiniert an die Eigentumsinstinkte des politisch kurzsichtigen Bürgers und Bauern anknüpft und die Sozialdemokratie verdächtigt, dem fleißigen und sparsamen Staatsbürger „sein Letztes“ aus der Tasche zu rauben. Nichtsdestoweniger ist die sozialdemokratische Fraktion noch stark genug, um sich Aufmerksamkeit erzwingen zu können, wenn sie auch weiterhin angesichts schwärzester Reaktion für Reichseinheit und Republik ficht.

Wohl wird sich die Bayerische Volkspartei in der Verfolgung ihrer separatistischen Politik für absehbare Zeit starke Mäßigung auferlegen müssen. Die schwarz-weiß-rote Konkurrenz hat ihr gelegentlich des Volksentscheides fühlbar gemacht, daß sie bereit ist, sogar im Verein mit der Sozialdemokratie, allzu weitgehende weiß-blaue Wünsche zu Fall zu bringen. Noch bleibt uns ein bayerischer Staatspräsident erspart, der sich lediglich als Statthalter Rupprecht Wittelsbachs fühlen und als Opponent gegen den Reichspräsidenten betragen würde; auch die zweite bayerische Kammer, die als ein gefügiges Organ bayerisch-separatistischer Politik und als sprenghender Keil für das parlamentarische System gedacht war, tritt nicht ins politische Dasein.

Der Kampf zwischen den beiden Richtungen der bayerischen Reaktion, der weiß-blauen und der schwarz-weiß-roten, wurde durch die Wahlen nicht entschieden; die Verschiebung der Kräfteverhältnisse zwischen den Nebenbuhlern wird vermutlich noch zu manchen Verschärfungen der Gegensätze führen. Das freilich kann unter allen Umständen gesagt werden: beide Richtungen werden sich sofort zusammenfinden, wenn es gilt, die republikanische Staatsform zu zerstören und alle freiheitlichen Einrichtungen Deutschlands zu zertrümmern.

Wie kann und wird der Sozialismus zur Verwirklichung gelangen?

Von Eduard Bernstein

(Schluß)

Es heißt also, die Dinge nur sehr äußerlich beurteilen, wenn man sagt, der Kapitalismus sei heute dasselbe wie ehemals. Er ist es auf wichtigen Gebieten nicht mehr, und die Linie der Entwicklung, die sich da vollzogen hat und vollzieht, weist trotz aller unter den Rückwirkungen des Krieges zeitweilig möglich gewordenen Reaktionserscheinungen deutlich in die Entwicklung zum Sozialismus. Aehnlich auf anderen Gebieten des Wirtschaftslebens. Die vor Ausbruch des Weltkrieges in einem Lande nach dem anderen zum Durchbruch gelangte Tendenz, Abteilungen der Produktion, des Verkehrs und des Austauschs, deren Bewirtschaftung durch Privatunternehmer aus dem einen oder anderen Grunde als dem Allgemeininteresse zuwiderlaufend erkannt wurde, in öffentlichen Betrieb zu überführen oder unter verschärfte öffentliche Kontrolle zu stellen, konnte wohl während des Krieges eine zeitweilige Ablenkung auf für Kriegszwecke notwendige Zusammenfassungen erleiden, kann aber keine dauernde Beeinträchtigung erfahren. Denn das Wachstum der kapitalistischen Unternehmungen und deren Tendenz zur Kartellierung und Fusionierung kennt unter dem Druck der Zwangsgesetze der kapitalistischen Konkurrenz keine Unterbrechung. Und die Staaten ertragen, je mehr sie unter den Einfluß der Arbeiterklasse geraten, um so weniger die Beherrschung durch die Monopole der Industrie, des Handels und der Finanzen.

Was den Einfluß der Arbeiterklasse, die die Hauptträgerin, wenn auch nicht die einzige Lieferantin von Trägern des sozialistischen Gedankens ist, in den von der kapitalistischen Industrie stärker erfaßten Ländern ferner zunehmend steigert, ist, daß die Ausbreitung dieser Industrie die wachsende Verstädtlichung des sozialen Lebens zur Folge hat. Die Städte wachsen an Zahl und Umfang, sie steigern die Kulturbedürfnisse ihrer Bewohner, unter denen die Arbeiterklasse einen immer größeren Raum einnimmt, und ihre Verwaltung erfordert daher immer größere Mittel, was sie dazu treibt, Verkehrs- und andere Unternehmungen, die vom Verbrauch der Allgemeinheit Erträge abwerfen, in kommunalen Betrieb zu übernehmen. Früher oder später geht in diesen Ländern der Staat denselben Weg. In gleicher Weise entziehen die Wirtschaftsgenossenschaften der Arbeiter, sobald sie zu einiger Stärke gediehen sind, Produktions-, Austausch- und Verkehrsunternehmungen der kapitalistischen Ausbeutung.

Das sind im wesentlichen die Wege, auf denen der Sozialismus zur Verwirklichung gelangen kann und wird. Das Kann ist gegeben, wo die Arbeiterklasse stark genug geworden ist, maßgebenden Einfluß auf das öffentliche Leben auszuüben, ihren sozialen Begriffen allgemeine Geltung zu erkämpfen, ihre Rechtsauffassung dem öffentlichen Geist aufzuprägen. Das Wird aber wird nur dort eintreten, wo die Arbeiterklasse mit der zahlenmäßigen Stärke den Willen, die moralische Kraft und die politische Fähigkeit verbindet, diese Aufgaben zu erfüllen. Einzelne Maßnahmen sozialistischer Natur, das heißt, die die Herrschaft der Kapitalisten einschränken, Monopole für die Allgemeinheit in Anspruch nehmen und ähnliches mehr, können auch ohne das zur Verwirklichung gelangen, soziales Fühlen und Handeln ist kein Alleingut der Arbeiter. Aber in dem weiten Umfange, der nötig ist, der ganzen Gesellschaft ein anderes Gesicht zu verleihen, sie mit jener sozialen Auffassung zu durchdringen, die wir oben als die Idee der Arbeiterklasse kennengelernt haben, wird der Sozialismus nur verwirklicht werden, als Ergebnis unausgesetzter politischer Arbeit der sich ihrer geschichtlichen Aufgabe bewußten und sich als ihr gewachsen bewährenden Arbeiterklasse.

Dies die unerläßliche Bedingung. Das Wie der Erfüllung hängt von einer ganzen Reihe von Vorbedingungen ab, die sich im einzelnen nicht vorausbestimmen lassen. Und keineswegs wird sie das Werk eines Tages sein und sich nach einem fix und fertigen Schema abwickeln. Von den verschiedensten Seiten her wird sich die Umwandlung des gesellschaftlichen Wesens vollziehen. Und es ist eine Utopie, zu glauben, daß die sozialistische Gesellschaft auch in Kürze mit allen wirtschaftlichen Unternehmungen, sei es auf dem Gebiet der Produktion, des Austauschs oder des Verkehrs aufzuräumen werde, die in ihrem Wesen der Gesellschaftsepoche der freien Konkurrenz und des Privateigentums an den Produktionsmitteln angehören. Niemals, seit es eine Geschichte von Staaten gibt, hat in einem Staat ein Gesellschaftsprinzip in absoluter Reinheit das Leben der Bevölkerung geregelt. In dem Staatswesen des Altertums haben sich viele Generationen hindurch Reste der früheren Stammeseinrichtungen erhalten. Und als das größte Staatswesen der alten Welt, Rom, zusammenbrach, hatten sich in seinem Schoße schon die Elemente einer neuen Gesellschaftsform, des Feudalismus, entwickelt und Wurzel geschlagen. Die Staaten jedoch, in denen, nach dem Einbruch der nordischen Barbarenvölker und der großen Völkerwanderung, jener herrschende Gesellschaftsform wurde, weisen noch lange Ueberbleibsel der antiken, auf der Haus- und Familienwirtschaft beruhenden Produktionsweise auf und sehen dann auf ihrem Boden eine neue Produktionsweise sich ausdehnen, die bürgerliche, später kapitalistische Produktion, die wieder eine sehr starke Ausbreitung erlangt, ehe

die feudale Gesellschaftsordnung der bürgerlichen die Rolle der herrschenden Gesellschaftsform abtritt. So ist es der bürgerlichen Gesellschaftsordnung ergangen und wird es voraussichtlich auch der sozialistischen Gesellschaftsordnung ergehen. Nur utopistische Schwärmer und Doktrinäer können dieser eine strenge Uniformität voraussagen und wünschen.

Eindrücke von Paris

Von Hedwig Wachenheim

Licht empfängt. Vor den kleinen, an Italien erinnernden Cafés sitzen die Menschen im Freien und trinken ihre Grenadine. Die Straße ist in unaufhörlicher Bewegung. — Wir fahren durch Montmartre. Licht flutet von den Straßen, Dächern, Häuserwänden. Moulin Rouge, Bal Tabarice, Units blanches, grüne und rote Lichträder rufen in die Nacht. Autos kommen, wie die Köpfe der Hydra, verschwindet eins, tauchen zehn neue auf.

Der Tag erhält den Eindruck nicht endender Bewegung. Man sieht die Straße gar nicht, sie selbst ist in Bewegung. Kleine Autos flitzen in Reihen nebeneinander. Omnibusse trampeln einer immer hinter dem andern. Manchmal läßt die Vorsehung eine Lücke, dann fluten die Menschen durch. An den großen Plätzen und Uebergängen hält mit großer Geste der becapte Schutzmann die Flut auf. Dann stauen sich die Vehikels 100 Meter weit. Und diese Bewegung ist nicht nur auf den Boulevards und den Straßen der inneren Stadt, sie ist auf Montmartre, auf Montparnasse, im Quartier Latin, am Place de la Republique, in den andern Vorstädten. Am schönsten ist der Place de la Concorde, der in seiner ganzen Größe in solcher Bewegung ist. Herrlich ist er abends, wenn über dem surrenden Verkehr tausend Birnen glühen in geheimnisvoller Symmetrie und dieser irgendwie rhythmisch gefesselte Lichterglanz im breiten Streifen durch die Champs Elysées aufsteigt. Alles, was der parisfremde Deutsche beim Wort „Paris“ fühlt, nervöse Bewegung, Eleganz, Düfte schöner Frauen, Nachtleben, 1789, Weltstadt, Hauptstadt des Kontinents, Siegestaumel, Machtwillen, ist dann in diesem Platz, wo einst die Guillotine stand, in dessen Licht die Deputiertenkammer über der Seine und hinter dem Anstieg der Champs Elysées der Arc de Triomphe leuchtet.

Die Weite der Plätze, die Breite der Straßen, das sind Schönheiten dieser Stadt. Welch souveräne Raumverschwendung durch die Boulevards, die Plätze und Parks. Von dieser Rauffülle rührt die Wirkung des Concordeplatzes, auch des Invalidenhofes her. Und diese Stadt hat noch eine Schönheit, die sonst nur der Vorzug alter Städte und dem heutigen Städtebau fremd ist, und die Paris Napoleon und der Zeit vor ihm dankt: Straßenführung und Straßenabschlüsse sind prachtvoll.

Aber manchmal zuckt der Deutsche zusammen, so, wenn er durch eine Seitenstraße der Boulevards die Kirche Sacré-Coeur von Montmartre leuchten sieht, und fragt sich: sollte etwa hier, hier in Paris Wilhelm II. künstlerisch tätig gewesen sein? Wer in Italien war, weiß, daß der wilhelminische Stil nicht allein wilhelminisch und deutsch ist. Wilhelm II. war schließlich nur der Prototyp einer directionslosen Bourgeoisie, die auch anderer Länder Kunst ihr Signum gab und gibt. Der Pariser Kitsch ist graziöser, legerer als der deutsche, dafür süßlich und zahlreicher. In der modernen Malerei und Skulptur wird er von Genies überwunden, in Architektur und Kunstgewerbe ist kaum Wille dazu zu finden. Durch welchen Wust von Süßlichkeit und Mittelmäßigkeit muß man sich im

Luxembourg und im Petit Palais durcharbeiten, um die Rodins, Courbets, Cezannés, Gauguins zu genießen. Welche Greulichkeit an falscher Pathetik das Revolutionsdenkmal im Chor des Pantheon vor den herrlichen Genovevafresken Puviss de Chavannes. Wie zuckersüß das Maupassantdenkmal im Parc Monceau. Der Umbau des Warenhauses Printemps hat die grandiose Raumverschwendung übernommen. Um einen Riesenlichthof liegen die Galerien. Die Anlage ist gut, aber mit welcher entsetzlichen Verzierungen hat man das Ganze übergossen! Die Kulissen der Theater sind etwa Deutschland 1900 vor der Shakespeare-Bühne und all den Versuchen, zu neuen Formen zu kommen. Das Kunst- und Gebrauchsporzellan, das ausgestellt wird, ist mit deutschem nicht zu vergleichen. Aber in einem Kunstgewerbe läßt Paris Deutschland weit zurück. Das ist die Frauenkleidung. Da ist alles unübertroffen. Und fast alle die Läden, die wie unausgesetzt, nur von Cafés und Restaurants unterbrochen, die Boulevards, die großen Straßen alle, die Rivoli, die de la Paix, die Royale, die St. Honoré, die Avenue de l'Opera und all die hundert andern umranden, sind der Schönheit und dem Luxus der Frau gewidmet. Da liegen in schöner Anordnung feine handgenähte Crêpe de Chine- und Batistwäsche, liegen Parfüms, Seifen, Pelze, Spitzen, Schmuck, Hüte und in endloser Variierung die gradlinigen Kleider der Mode von vornehmer Einfachheit und unerhörtem Charme.

Jede Stelle dieser Stadt, deren modernes Leben so fasziniert, ist historischer Boden. Sie war Mittel- und Ausgangspunkt der Geschichte des Landes, die, unaufhörlich in Bewegung, immer wieder die ganze, alte Welt in ihren Strudel zog. Wie lebendig mahnen Bastilleplatz und Tuilerien an die große Revolution! Der Invalidendom enthält Napoleons Grab. Der Hügelriedhof Père-Lachaise birgt stolz große Männer der Nation. Aber viel ältere Zeugen erinnern an eine stolze Vergangenheit. Da sind die Thermen aus der Spätantike, da Paris einen römischen Kaiserpalast hatte, da ist die köstliche Sainte Chapelle, für die auf den Kreuzzügen erworbenen Reliquien von Ludwig dem Heiligen gebaut, da ist die stolze, schöne Notre Dame, die Mutter aller gotischen Kirchen. Da sind reiche Kunstschatze vom frühen Christentum bis zur Barockzeit im ehemaligen Absteigehotel der Cluniazenser Mönche, dem Musée de Cluny. Da sind Kirchen in den reizvollen Mischformen überalterter Gotik und junger Renaissance. Und am Louvre haben die Könige seit Franz I., haben Empire, 3. Kaiserreich und die Republik gearbeitet. Und zur Anhäufung der unermeßlichen Schätze dieses Museums, das viel zu weit ist, um bei 10 Tagen Pariser Aufenthalt ruhigen Kunstgenuß zu gestatten, haben alle Epochen französischer Geschichte seit der Renaissance beigetragen. Von den Aegyptern bis zu den Impressionisten sind Skulptur und Malerei, und auch das Kunstgewerbe hier vertreten. Wer München, Rom, Süditalien und Griechenland nicht kennt, empfängt hier das erste Bild von griechischer Kunst. Und sonderbar, das große Museum dieser Stadt, deren modernes Bild die Frau beherrscht und deren politische und Kulturgeschichte stärker als die anderer Länder Frauen beeinflußt haben, ist beherrscht von zwei Frauenbildern. Wie viel ist von diesem Lachen der Gioconda geschrieben worden, wie unheimlich und erregend ist es immer wieder. Und wie erregend die Bewegtheit der Venus von Milo, die nur beim Original ganz zum Ausdruck kommt.

Der Triumph höfischer Prachtentfaltung ist Versailles. Wie lebendig wird hier Geschichte. Wie lebendig wird, daß ein Volk, das jahrzehntelang an Steuern verblutete, damit dies geschaffen werden konnte, kalt blieb, als Marie Antoinette mit dem Dauphin auf den Balkon trat, der in den verbauten und doch weiten Hof und auf die pathetische breite Avenue de Paris mit ihren exakten Baumreihen blickt. Die Mittelfront des Schlosses nach dem Garten zu, ist schön, aber die Seitenflügel erdrücken sie. Und wieviel schöner ist doch eigentlich die Würzburger Residenz!

Und es drängen sich, wie könnte es an dieser, für Deutschlands heutiges Schicksal symbolischen Stelle anders sein, Vergleiche auf. Hier steht das Königsschloß — in dessen Theater sich noch jetzt die französische Nationalversammlung, Kammer und Senat, zur Präsidentenwahl einfinden —, Denkmal der glorreichsten Zeit französischen Königstums und wichtigster Ereignisse einer Revolution, deren Ideen die ganze Welt befruchtet haben. Im deutschen Land liegt ein in kleinerem Umfang nicht minder königliches Schloß, aus derselben Kunstepoche, Sitz eines auch in weltlichen Dingen für seine Domäne souveränen Kirchenfürsten. Keine stolze historische Erinnerung knüpft sich daran — es ist ja auch so wenig bekannt —, sondern die an die Zerrissenheit deutschen Volkes. Hier ist ein sonniger und reicher Boden, der ein in kriegerischen und geistigen Leistungen gleich erprobtes Volk mit stolzer nationaler Geschichte trägt, dort das viel kältere Heimatland mit seiner schwerer ertragreich zu gestaltenden Erde, dessen Volk viel weniger vom Römer empfangen, dessen Geschichte ewige Zerrissenheit und Qual gewesen ist, und dessen höchste geistige Leistungen, mit Ausnahme der modernen technischen, beinahe nur es selbst ganz zu verstehen, zu würdigen vermag. Pathetik, Geist, Präzision und Rhythmus der französischen Sprache, die sich wunderbar in der viergliedrigen Fassade der Notre Dame und den Schnörkeln der Fayencen von Rouen wiederholen, zeugen von der lateinischen Verwandtschaft, deren Reiz sich kein abendländisches Volk zu entziehen vermag. Und immer wieder dringt die Klarheit des Geistes dieses Volkes durch. Hier findet Dostojewski keinen Boden. Ich sah nur eine russische Buchhandlung in Paris. Und in den vielen Kunstsalons der Boulevards und der Rue de La Boétie krampft sich kein Expressionismus. Nachfolge der Manet und Cezané, in modernen, leuchtenden Farben, hat diese Ansätze offenbar überwunden.

Die Franzosen selbst ziehen die Folgerung, daß es historische Gerechtigkeit ist, daß sie uns wieder überlegen sind. Und sie wollen, daß das so bleibe. Darum unterstützten sie den bloc national. Darum geben sie sich jetzt dem von Engländern und Amerikanern eingeführten Sport hin. Und darum sehen sie auch die Reparationsleistungen auf Jahrzehnte, ob sie nun außerdem bewußt oder unbewußt wirtschaftlich an ihr interessiert sind, als eine angemessene Leistung an. Dabei ist die Behandlung einzelner Deutscher durchaus anständig und liebenswürdig.

Trotzdem gibt es jetzt in Frankreich eine starke Bewegung gegen Poincarés Außenpolitik. Schon die enormen Wahlanstrengungen des bloc national sind ein Zeichen dafür, daß er den Gegner fürchtet. Ueberall, auch in der Provinz, ist ein Plakat: *Le boche paie*. Es folgt dem Wort der Sammelaufzuruf der Internationale, von Wels und Adler unterschrieben, aus dem Vorwärts, der schon bei den englischen Wahlen eine Rolle spielte. Und dann: *Le boche paie le bloc des gauches*. — Interessant ist, wieviel ungenierter als bei uns an den Egoismus des einzelnen appelliert wird. Der bloc des gauches tritt für Vermögenssteuer ein. Damit soll das Defizit im Etat gedeckt werden. Da sieht man Plakate der Union d'Interêts économiques mit einem Bauer, auf den eine große Hand greift, und darunter steht: *Impôt sur le capital. Ce qui se voit, sera frappé. L'argent seul pourra se cacher*. (Vermögenssteuer. Was man sieht, wird getroffen werden. Das mobile Kapital kann sich verstecken.)

Der bloc des gauches kämpft mit dem Hinweis darauf, daß Poincarés Politik teuer gewesen und nichts eingebracht habe. Der Franc sei seit der Ruhrbesetzung dauernd gefallen, der deutsche Widerstand gegen die Reparationslösung gewachsen, die Engländer seien in der Sicherheitsfrage unzugänglicher geworden. Die erste Pariser Kundgebung gegen den bloc national, ich nahm an ihr teil, war überfüllt, desgleichen eine Versammlung Marc Sangniers in einer Schulaula, die den Deputierten für die Rechenschaftsberichte vor ihren Wählern unentgeltlich zur Verfügung steht.

Marc Sangniers will auch, daß der boche zahle, aber er fand warme Worte für die deutsche Freiheit und teilte Ausführungen, die ihm Wirth über die Schuld Frankreichs am Anwachsen der Reaktion in Deutschland gemacht hat, mit. In den französischen Volksversammlungen war vom Valutaproblem (nur mit weniger schmerzlicher Erfahrung), der Reparation und der wachsenden Reaktion in Deutschland so viel die Rede wie in unseren. Pazifisten und Sozialisten stehen dem deutschvölkischen Zauber, der ihre Politik in Frankreich so erschwert und Poincarés Wahlen machen wird, mit Entsetzen gegenüber und begreifen die Ursachen schwer. Sie haben nicht miterlebt, wie dieses deutsche Volk nach vier Jahren fürchterlichster Entbehren in seiner Niederlage sich an die Hoffnungen der Revolution und Demokratie klammerte, und dann wieder sich enttäuscht abwandte, als unter dem fürchterlichen außenpolitischen Druck die Demokratie nichts zu leisten vermochte. „Poincaré hat Hitler groß gemacht. Wie würdet Ihr gegen solches Los angehen, Franzosen,“ man kann es ihnen nicht oft genug wiederholen. Ob der bloc des gauches siegen wird? Als der Franc fiel und die Teuerung beinahe eine bei den gutes Leben beanspruchenden Franzosen aller Klassen revolutionäre Stimmung hervorrief, sah es so aus. Nun steigt der Franc, seit dem 1. April wird alles billiger. (Der Arbeiter verdient übrigens etwa 25 frs per Tag bei niedrigeren Preisen als bei uns.) Außerdem hat Poincaré Millerand getrotzt und sein Kabinett nach links ausgebaut.

Die französische Partei macht den Linksbloc bei den Wahlen mit, will aber offenbar im Falle des Sieges nicht in die Regierung gehen. Ihre Organisation — sie hat etwa in Frankreich so viel Mitglieder, wie wir in Berlin — ist für uns schwer verständlich. Sie spielt wohl im geistigen Leben des Arbeiters eine geringere Rolle als bei uns. Er ist mehr Individualist, weniger klassenbewußt, dabei politisch ebenso geschult, wohl durch die nationale Ueberlieferung und eine gute Schule. Das Ideal des Franzosen, als Rentner ohne Berufsarbeit zu leben, verträgt sich schlecht mit dem Marxismus. (Wieviel Provinzrentner, Spießer mit dickem Bauch, langem Bart und großer Geste wie von Daumier oder wie des Dr. Bovary sieht man übrigens zwischen allen Lebendigen in dieser Stadt!) Trotz allem verfügt die Partei über eine bedeutende Anhängerschaft in der Intelligenz.

*

Ich fahre am Tage zurück. Hinter Compiègne beginnen die zerstörten Häuser, noch unbebaute Feldstrecken, schwarze Wiesen sichtbar zu werden. Vom großen Noyon stehen nur noch wenig Straßen. Neugebaut ist wenig. Die meisten Bewohner der Départements devastés sind mit ihrer Abfindung nach Paris oder in andere Städte gezogen. Die neuen Häuser sind Holz- oder Steinbauten. Die letzteren erinnern an unsere neuen Siedlungen, sind aber häßlicher. Einmal sieht man große eingebaute Kanonen. Zerschossene Häuser umgeben den Bahnhof von Saint Quentin, die große gotische, die Stadt überragende Kirche hat offene Fensterhöhlen. Bis Maubeuge ziehen sich die Zerstörungen des Krieges. Aber fürchterlicher als was das Auge sieht, ist der Gedanke, über ein Feld zu fahren, auf dem vier Jahre wahnsinnige Qualen aus Wahnsinn erlitten werden mußten, über einen Friedhof zu fahren, in dessen ungeschmückten Gräbern beinahe die ganze lebende Menschheit ihre Toten beweint.

Aneinandergefesselt sind Deutschland und Frankreich und ihre beiderseitige Geschichte ist Feindschaft, Krieg und Leid. Totentanz nennt Strindberg seine fürchterliche Ehe. Totentanz war immer diese Nachbarschaft. Es ist die große historische Mission der Demokratie, in beiden Ländern endgültigen Frieden zu machen. Möge unvorhergesehene Vernunft auf beiden Seiten im Mai durchbrechen, um dahin zu führen.

Zu Ernst Tollers Hinkemann

Von Arthur Eloesser

Der Schutzverband Deutscher Schriftsteller sowie die Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger haben einige Wochen vor der Berliner Aufführung des „Hinkemann“ ein Gesuch der Direktion Beyerle an den bayerischen Justizminister unterstützt, daß er den Häftling Ernst Toller für diesen Tag beurlauben möge. Die Direktion hatte sich sogar erbeten, die Reisekosten für zwei Kriminalbeamte zu übernehmen, die den Häftling während der Reise überwachen und in Niederschönenfeld wieder abliefern sollten. Aber der bayerische Staat läßt sich nichts schenken, der überhaupt ein merkwürdiger Staat ist. Dem einen fällt es so schwer, aus der Festung herauszukommen, wie dem anderen, in sie hineinzukommen, so brünstig es auch den Hochverräter nach dem Martyrium einer ehren- und rücksichtsvollen Haft verlangt. In der Eingabe des Schutzverbandes hatte ich auf die furchtbare Entbehrung eines Dichters aufmerksam gemacht, der noch nie ein Stück von sich sehen durfte, auf die Beraubung eines Vaters, den man fünf Jahre lang nicht zu seinen Kindlein kommen ließ. Auch wenn Tollers Strafzeit im Juli ihr Ende erreicht, kann er kaum darauf rechnen, noch eins von ihnen leibhaftig auf den Brettern vorzufinden. Es gibt auch für verwöhnte Autoren wenig Theatererfolge, die von einer Saison in die andere reichen. Von dem Stück bleibt dann nur das Buch übrig, über den Figuren wird der Pappdeckel zugeschlagen. Aus Papier bis du, zu Papier wirst du. —

Carissima veritas. Mehrere Kritiker, auch bürgerliche, die aber auf der Bühne gern rot sehen, sind von dem menschlich-schönen Gesichtspunkt ausgegangen, daß Tollers Persönlichkeit als Bürgerschaft für seine Werke genügen müsse. Es verhält sich natürlich umgekehrt, daß die Werke für die Persönlichkeit zu bürgen haben. Wedekind war keine reine, Strindberg keine edle Natur, und wer den Dichter der Weber für einen grundgütigen und immer mitleidigen Kerl halten will, der hat den bösen Zug um einen ungeheuer erfahrenen Mund übersehen. Ernst Toller hat in seinen bisherigen Werken die leidende Menschheit sehr direkt angesprochen aus seinem schönen Temperament heraus, das sich gerade, weil es lyrisch ist, eines rhetorischen Sprachrohrs bedienen mußte. Mit dieser Drommete vermaß er sich, die Mauern des Unverständes, der Selbstsucht, der menschlichen Unduldsamkeit und Grausamkeit umzublasen. Die neue Tragödie „Hinkemann“ bezeichnet seinen energischsten Versuch, die Masse Mensch aufzulösen, den bisherigen Chorus in Gestalten zu gliedern, die konflikthaltige Handlung aus Gegensätzlichkeit, aus streitenden Selbstberechtigungen zu türmen, kurz, dramatisches Leben zu schaffen. Hinkemann ist auch nicht mehr die Menschheit an sich. Der arme Kerl, der im Kriege durch einen unglücklichen Schuß sein Geschlecht verloren hat, soll der besonders deutsche Mensch in seiner besonderen seelischen Lage nach dem Kriege sein. Der arme Kerl, der vor unsern Augen Züge von Weichheit und Zartheit sehr deutlich angelegt hat, wird ganz symbolhaft, wenn er vor einer Schaubude Ratten und Mäusen den Kopf abbeißt, wenn er von geilen Frauenzimmern seine Muskulatur bewundern und betasten läßt, ein Herkules, der kein Mann mehr ist, ohne Ernst und ohne Ehre. Ein Spott für den wiehernden Klassengenossen, der sich mit Hinkemanns Frau vor der Schaubude belustigt, nachdem er sie verführt hat. Das Proletariat läßt sich auch durch andere Figuren vertreten, durch einen Kommunisten, einen Anarchisten, einen Sozialisten, einen Betbruder, aber wie sie nur Parteimeinungen vertreten oder Programme hersagen, so scheinen sie auch von dem Dichter recht beipielmäßig hergestellt. Einmal gelingt ihm eine hübsche, auch humorhaltige Szene zwischen einem Schiefer- und einem Ziegeldecker, die um den Vorrang ihres Handwerks

streiten. Toller will jetzt gestalten, will auch das vegetative Leben wachsen lassen. Aber er gehört doch immer noch zu den Rhetorikern, die das Wort für ihre Figuren führen, statt es aus ihrer Wesenheit, aus ihrer unbewußten Bedingtheit, aus ihrer Stummheit entstehen zu lassen. Hinkemann und sein Freund Großhahn, der ihn mit wenig Skrupeln verrät, handeln schon in der ersten Szene sehr theoretisch über die Beziehungen des Proletariats zu Krieg und Frieden, zu Gott, zur Maschine, zur Liebe, und Grete Hinkemann beginnt ihre Lebensgeschichte mit der grundsätzlichen Einleitung: Was ein Proletariermädchen ist usw. So sprechen Zeitungen, aber nicht Menschen, und auch die Vollständigkeit der Rollenverteilung versichert uns nicht einer sinnlichen Gegenwart von Volksleben und Volkswesen. Ernst Toller ist offenbar bei Georg Büchner in die Schule gegangen, was ihm nur zur Ehre gereicht, aber er hat sich gegen ihn nicht so selbständig gemacht, wie es dem jungen Wedekind gelang. Sein Papier ist schon einmal bedruckt gewesen; die großartige Vorlage des „Wozzek“ schimmert wie auf einem Palimpsest durch den Text seiner Tragödie. Der brutale Großhahn verbirgt kaum den Tambourmajor, der schon dem armen Wozzek sein Mädchen genommen hat, und Hinkemann selbst, gerade wenn er anfängt zu spinnen, wenn seine Einfalt und Dumpfheit Erkenntnis erahnen wollen, wiederholt mit recht feststellbaren Schritten das Martyrium des Söldners Wozzek, der der Arme an sich ist, der Beraubte, Erniedrigte in jeder Hinsicht, der immer der Letzte gewesen ist und sein wird.

Es gibt nun einmal, und darüber hilft keine artistische Theorie hinweg, verräterische Stoffe, die den Dichter im Stich lassen, allzu gewollte Konflikte, die sich aus objektiv unechtem Gefühlsmaterial zusammenkonstruiert haben. Die Entmannung des Hinkemann, des traurig-lächerlichen Eunuchen, eignet sich zur rhetorischen Verwertung in spitzen oder bitteren oder melancholischen Antithesen. Aber sein besonderer Verlust ist doch schließlich nichts als ein Unfall, ein Zufall, ein ausgesuchtes Pech, da man im Kriege sehr nach Belieben ein Paar Augen, ein Paar Arme, ein Paar Beine oder alles zusammen und den Kopf dazu verlieren konnte. Die brave Bertha von Suttner, unsere selige Seniorin des Pazifismus, hatte sich schon vor Jahrzehnten mit dieser bösen Eventualität befaßt, als sie die kriegsmunteren, für Paraden, Fanfaren und hohe Stiefel eingegenommenen Frauen fragte: Wie werdet ihr euren Mann empfangen, wenn er als Held wiederkommt, und gerade um das beraubt, was eine Frau an einem Mann zu schätzen weiß? Man kann solche Frage in einem Roman stellen, der tendenziös sein will und der Punkt für Punkt eines umfassenden Programms erledigt. Aber man kann die Eventualität nicht zu einer dramatischen Aktion machen, die ziemlich peinlich bleiben muß, und die als ein Zufälliges keine Antwort enthält. Mit welchem theatralischen Schmiß auch Toller sein Motiv aufreckt, mit welchen sehr bühnenfest gewordenen Händen er Szene um Szene von der Realität bis zur Vision aufeinandertürmt, er endet schließlich doch im Allegorischen, mit einer nur erdachten, seelisch nicht erwiesenen Illustration. Der arme Krüppel und Proletarier kauft sich zum Schluß einen Priapus und er stellt die heidnische Antiquität auf den Herd seines zerstörten Heims: das ist euer Götze, den betet ihr an! Was soll der Proletarier mit dem heidnischen Symbol, und was besserte sich für den Krüppel, wenn er Bourgeois-Bankier, Großindustrieller wäre! Man braucht nicht Professor Freud zu fragen, um sich vorzustellen, daß auch der Komplex der Kriegspsychose an die erotische Sphäre rühren kann. Ein sehr geistreicher und noch viel mutiger amerikanischer Schriftsteller hat die Kriegswut seiner Landsleute und noch viel mehr seiner Landsmänninnen aus einem Mangel an sexueller Befriedigung erklärt. Aber diese Art von Prohibition hatten wir uns im alten Europa gewiß weniger vorzuwerfen, und noch weniger ließ sie sich im Proletariat — schon der Name besagt es — als im

Bürgertum vermuten. Ich sehe oder vielmehr ich fühle keinen Zusammenhang zwischen dem Priapus auf dem Herd des Proletariats und dem tragischen Erlebnis eines Volkes, mit welcher Ueberzeugtheit sich hier auch Zusammenhänge erreden, Anklagen konstruieren lassen. Ernst Toller hat sehr redlich zu gestalten versucht, aber seine lyrische Empfindsamkeit, sein rhetorisches Temperament haben ihn doch über erlebbare Wahrheit hinweggerissen. Die schönste menschliche Gesinnung kann diese Erfindung nicht zu Macht und Würden des Symbols erheben.

WIRTSCHAFTLICHER RUNDBLICK

Die Preise für Eisen und Stahl.

Am Eisen- und Stahlmarkt macht sich eine Preisgestaltung bemerkbar, die geeignet ist, die lebhafteste Beunruhigung hervorzurufen. Die Preisentwicklung bei der sogenannten Standardproduktion: Eisen, Kohle, Lebensmittel usw. ist deshalb so bedenklich, weil sich übersetzte Preise bei diesen Rohstoffen in mannigfachen Variationen und in immer neuen Wiederholungen bis herab zum letzten Verkaufsprodukt auswirken. Eisen und Kohle sind Produkte, die fast in jedem Gegenstand des täglichen Verbrauchs in Erscheinung treten. Man denke ferner daran, wie der Verkehr belastet wird, wenn die zur Bewältigung des Verkehrs notwendigen Produkte (hier ebenfalls Eisen und Kohle) im Preise weit über den Vorkriegsstand hinausgehen.

Es ist in der Tat zu befürchten, daß nicht nur unser Preisgebäude, sondern auch die Währungsstabilisierung ins Wanken geraten muß, wenn es mit der Preisentwicklung der oben benannten Produkte so weiter geht. Soweit die Steinkohle in Betracht kommt, wird allerdings eine fühlbare Preisreduktion außerhalb der Möglichkeit liegen, solange das System der Micumverträge den westdeutschen Kohlenmarkt unter Druck hält, obwohl auch hier die von den Produzenten aufgemachten Berechnungen mit Vorsicht zu genießen sind. Entlastend wirkt auf dem Kohlenmarkt allerdings die in den letzten Jahren erfolgte Umstellung zahlreicher Werke auf Braunkohle. Von der Braunkohle sind neue Abbaugelände in letzter Zeit erschlossen worden, so daß eine Verbilligung der Braunkohle eintreten kann, wenn nicht Kartell- und Syndikatsmaßnahmen diese unterbinden. Des ferneren mag hierbei die Entwicklung mitspielen, die dahin geht, durch den Bau großer Ueberlandzentralen, an Stelle der Kohle einen anderen, weit konzentrierten Rohstoff, die Elektrizität, treten zu lassen.

Der Milderungsgrund, den man bei der Kohle ins Feld führen könnte, ist bei der Eisenerzeugung nur insoweit vorhanden, als die Kohle hier zur Verwendung gelangt. Die Eisenpreise liegen heute um durchschnittlich hundert Prozent über den Vorkriegspreisen. Für Stabeisen wird ein Preis von 200 Goldmark für die Tonne gemeldet, gegen 97,5 Mk. 1914. Ein solcher Preis für ein Standardprodukt, wie das Stabeisen, wonach sich alle anderen Eisensorten richten, ist eine Angelegenheit, die die ernsteste Beachtung finden muß. Nun ist es interessant, die Begründung zu solcher Preisentwicklung zu hören. In der „Deutschen Bergwerkszeitung“ vom 28. März wurde eine Rechnung aufgemacht, die folgendermaßen aussieht (zur Erzeugung einer Tonne Walzeisen ist eine Kohlenmenge von 2,75 Tonnen zugrunde gelegt):

„Der heutige Preis für Fettsföhrerkohlen, welcher auch damals der Berechnung zugrunde gelegt wurde, beträgt 20,60 Goldmark pro Tonne. 2,75 Tonnen ergeben also einen Betrag von 56,65 Goldmark.

Der Schrottpreis beträgt heute rund 80 Goldmark pro Tonne frei Werk. Da mit einem Abbrand von 12% gerechnet werden muß, so

stellt sich der Wert des Schrottes für eine Tonne Stabeisen auf 80 Goldmark + 12% = 9,60 Goldmark, zusammen 89,60 Goldmark.

Die Kosten lediglich für Brennstoff und Rohstoff stellen sich also bei der Herstellung von Siemens-Martin-Stabeisen auf 146,25 Goldmark. Demgegenüber steht ein Stabeisenpreis von 150 Goldmark als der zurzeit höchst erzielbare Preis.“

Zu dieser Aufmachung ist folgendes zu bemerken: Ungefähr 70% der Kohlenförderung des Ruhrbergbaus werden von den großen Industriekonzernen kontrolliert. Da nach den Micumverträgen 12% der Förderung als Eigenverbrauch der gemischten Werke erklärt und somit von jeder Abgabe befreit sind, so ergeben sich für diese Werke weit geringere Kohlenpreise als in obiger Berechnung angegeben. Da ferner diese Konzerne als gemischte Betriebe zu 60% die Eisen- und Stahlproduktion kontrollieren und somit ihre zur Eisenerzeugung benötigten Kohlenmengen aus eigenen Zechen zu einem weit geringeren Satz als den allgemeinen Marktpreis beziehen können, so genießen diese Werke einen ungeheuren Vorteil. Die hohen Preise für Eisen sind aber auf der Produktionsbasis reiner Eisenwerke berechnet, die in Deutschland nur noch in geringem Prozentsatz vorhanden sind. Bei dem Schrottverbrauch verhält es sich ähnlich. Die vertikal gegliederten Konzerne der Eisenindustrie sind in solchem Umfange Schrotterzeuger, daß sie nur geringe Mengen auf offenem Markt zu decken gezwungen sind. Es ist also zum mindesten ein Trugschluß, die hohen Schrottpreise voll in die Eisenpreise bei allen Werken einzukalkulieren, wenigstens soweit die Siemens-Martin-Werke der Konzerne in Frage kommen.

Die deutschen Eisenpreise liegen weit über den Weltmarktpreisen, und dies trotz niedriger Löhne und der verlängerten Arbeitszeit. Um auf dem Weltmarkt konkurrieren zu können, müssen die Weltmarktnotierungen von den deutschen Eisenwerken nicht unwesentlich unterboten werden. Die deutschen Eisenkonsumenten sind also gezwungen, einen weit höheren Preis für Eisen bezahlen zu müssen, als ihre ausländischen Konkurrenten. Die Devisennot verhindert die Einfuhr ausländischer Roh- und Walzeisenprodukte, sie wirkt hier als eine Art Schutzzoll für die eisenerzeugenden Werke. Wenn dies aber so weiter geht, dann ist der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo außer der allgemeinen Wirkung unsere Maschinenindustrie auf dem Weltmarkt konkurrenzunfähig werden müßte.

Ueberraschend schnell hat sich unsere Schwerindustrie erholt. Die Werke sind auf Monate hinaus mit Aufträgen versehen. Diese günstige Konjunktur gestattet ihr, fast allwöchentlich die Preise zu erhöhen. Und dies, um es noch einmal zu betonen, bei Löhnen, die mit den der englischen oder gar amerikanischen Eisenarbeiter gar nicht in Vergleich gebracht werden können. Auf dem Gebiete der Roheisen- und Stahlerzeugung macht sich eine Entwicklung bemerkbar, die für die Gesundung der deutschen Wirtschaft außerordentliche Gefahren heraufbeschwört. Bei der Einstellung unserer Regierung ist leider nicht damit zu rechnen, daß hier einmal nach dem Rechten gesehen wird.

Umwälzungen auf dem Berliner Grundstücksmarkt.

Nirgends hat die Inflation so katastrophal gewirkt, wie auf dem Grundstücksmarkt unserer großen Städte. Für ein Butterbrot schlugen die Besitzer ihre Werte los. Kaufkräftige Inflationshyänen und namentlich Ausländer wurden über Nacht zu mehrfachen Hausbesitzern. Gab es doch sogar Ausländer und ausländische Konsortien, die ganze Straßenviertel in Berlin aufkauften. Bei dem katastrophalen Markverfall im vergangenen Jahre zogen große Schwärme von Aufkäufern aus Oesterreich, Holland, Polen, der Tschechoslowakei usw. nach Berlin und, nach

den übrigen Großstädten, um hier Grundstücke zu erwerben. Leider fanden sie nur allzu willige Angebote.

Bei der Stabilisierung der deutschen Währung und der Steigerung der Mieten gewinnen auch die deutschen Wohnhäuser wieder an Wert. Deshalb kann man ein steigendes Angebot von Grundstücken aller Art beobachten. Charakteristisch hierfür war die vor kurzem erfolgte Meldung, daß der schwedische Zündholztrust seine erworbenen Grundstücke in Berlin abzustoßen beginne. Nach Abschluß des Krieges hatte dieser nach Deutschland große Mengen minderwertiger Zündhölzer verkauft und den Erlös hierfür in Grundstücke angelegt. Auch hatte der Zündholztrust durch Tochtergesellschaften Kapital in Grundstücke investiert. Jetzt beginnt der Trust diese Häuser abzustoßen. Er hofft, einen Erlös von 40 Millionen Kronen dafür zu erhalten. Bezeichnend sind auch die zahlreichen Häuserangebote in den Tageszeitungen. So las man vor einigen Tagen folgendes Inserat: „Syndikat verkauft 40 Berliner Häuser — Zentrum, Westen, Südwesten (Aktiengesellschaft) — nur direkt an seriöse Käufer prompt gegen Barzahlung.“

An der Umwälzung im städtischen Grundbesitz, der jetzt vor sich zu gehen beginnt, werden Gewinne realisiert, die aus der Inflation herühren und in die Hunderte von Goldmillionen gehen werden.

Mercur.

RANDBEMERKUNGEN

Kleine Wahrheiten

I.

An den Berliner Litfaßsäulen hängt ein Plakat: Obligater Königsadler, die Klauen blau-weiß-rot zusammengeschnürt, das Gefieder zornig aufgeblasen, mit Hackschnabel und Glühaugen und Aureole: Fort mit der Fessel! Wählt Deutsche Volkspartei!

Gustav Stresemann, der Führer der Deutschen Volkspartei, wahlredete in Hannover: „Deshalb treten und treten wir ein für die alte Reichsflagge.“ Er sagte noch manches andere, was den „Temps“ veranlaßte, zu schreiben: „Stresemann, dessen Intelligenz ebenso lebhaft ist wie seine Sprache, erkennt sehr gut, daß auf internationale Notwendigkeiten Rücksicht genommen werden muß, Notwendigkeiten, an denen der Ausgang der deutschen Wahlen nichts ändern kann. Deshalb spricht er davon, daß Deutschland sich den Forderungen der Sachverständigen zum Teil anbequemen müsse. Aber als Chef der Partei hält er es für

nötig, zu gleicher Zeit einige Phrasen hinauszuschmettern, die sich nicht im geringsten den internationalen Notwendigkeiten anpassen.“ Danach hat also der Parteichef dem Außenminister einen erheblichen Schaden bereitet. Der „Temps“ indessen weiß die Phrase zu schätzen und richtig einzuschätzen. Bleibt zu fragen, ob auch die Staatsbürger, die in der Deutschen Volkspartei ihre Vertretung sehen, den notwendigen Inhalt von dem nationalistischen Zuckerguß zu unterscheiden vermögen; daß sie des Kandis bedürfen, spricht schon gegen sie und darum muß man dem „Temps“ beinahe recht geben, wenn er fortfährt: „Die Gefahr liegt nicht in der Rede Stresemanns, es kommt darauf an, was das deutsche Volk von den Erklärungen seines Außenministers in sich aufnehmen wird.“ Es bleibt jedenfalls bedauerlich, daß Deutsche, die angeblich fleischgewordene Sachlichkeit sein sollen, und gar so prominente Deutsche, wie die Deutsche Volkspartei sie zusammenzufassen vorgibt, der

schwarz-weiß-roten Dumpingspritze bedürfen. Immerhin: nach Stresemanns Vorbild wird künftighin jeder sozialdemokratische Minister vor versammeltem Volk singen dürfen: Und unsere Fahn' ist rot!

II.

Zur Trauerparade hatten einige der Burgen, in denen Macht von Hugo Stinnes residiert, Flaggen halbmast gesetzt. Das Esplanade-Hotel: schwarz-rot-gold; die Deutsche Allgemeine Zeitung: schwarz-weiß; die Druckerei von Büxenstein: schwarz-weiß-rot. Das Reich des Hugo Stinnes war groß; aber es scheint nicht ganz einheitlich gewesen zu sein.

III.

Herr Paul Lensch wird von nun an wieder ein wenig mehr vor seinem häuslichen Schreibtisch sitzen müssen. In der Redaktion der „Deutschen Allgemeinen“ will man versuchen, ohne ihn und seine Geistesgaben fertig zu werden. Vielleicht beschafft sich Herr Lensch einen Wandergewerbeschein: Redakteur auf Rollschuhen.

Herr Max Maurenbrecher hat es besser; er darf im Moniteur aus Walhalla, in der „Deutschen Zeitung“, verbleiben, obgleich er öffentlich Fehler zugeben muß, die jedem Redaktionsleuten für alle Zeit den Aufenthalt bei Gummiflasche und Schneideschere unmöglich gemacht hätten. Herr Maurenbrecher hat den Artikel, wegen dessen sein Blättchen verboten wurde, den Artikel, der die Reichswehr des Eidbruchs bezichtigte, der von der Reichswehr erklärte, sie würde schon, wenn es nur erst soweit wäre, schwarz-weiß-rot überläufem — der Redakteur Maurenbrecher hat diesen Artikel nur aus Versehen in den Satz gegeben. Nie hat er gedacht, daß die Reichswehr sich ihm zur Verfügung stellen könnte. Hel-

den dürfen mancherlei Eigenschaften haben, nur dürfen sie nicht konfuse sein. Andernfalls nennt man sie: Don Quichote. Doch ist dies eine Ungerechtigkeit, der Sprachfaulheit gegen den köstlichen Ritter. Herr Maurenbrecher wird nicht so langes Leben haben, wie des Cervantes traumreicher Sohn.

IV.

Der Fliegenpilz, der bekanntlich ein Rauschgift enthält, soll seine Farbe gewechselt haben. Er prunkt heuer schwarz-weiß-rot. R. Br.

„Neopatriarchalismus“

Die deutsche Wirtschaft, die sich rasch von der Stabilisierungskrise zu erholen beginnt, wird von scharfen Auseinandersetzungen zwischen den Gewerkschaften und dem Unternehmertum bedroht. Zweifellos geht ein reaktionärer Zug durch die maßgebenden Kreise der Unternehmer. Hand in Hand mit der politischen Reaktion bereiten sie eine Offensive vor, die sich die Beseitigung der letzten Reste der sozialen Errungenschaften zum Ziel gesetzt hat. Die langen Kämpfe auf den Seeschiffwerften und anderswo beweisen, daß es hart auf hart geht.

Die letzte Tagung der Industriellen zeigte zweifellos ein reaktionäres Gesicht. Würden doch selbst die Ausführungen des Reichsarbeitsministers, der sicher nicht im Geruch allzugroßer Nachgiebigkeit gegenüber den Forderungen der Arbeiter steht, von den versammelten Führern der Industrie mit deutlich wahrnehmbarer Kälte aufgenommen. Sogar aus dem Referat des Herrn v. Borsig, der sonst nicht zu den größten Scharfmachern gehört, war ein scharfer Ruck nach rechts erkennbar. So wird die Zukunft im Zeichen schwerer Kämpfe zwischen Kapital und Arbeit stehen.

Im Ausland ist das Wort vom „sozialen Dumping“ geprägt wor-

den. Man argumentiert: Nach Stabilisierung der deutschen Währung sei das Dumping, das von der Inflation ausging, verschwunden, aber ein anderes weit gefährlicheres Dumping sei von der sozialen Seite im Anzuge. Die durch lange Arbeitszeit und niedrige Löhne hergestellten deutschen Produkte würden den Weltmarkt überschwemmen. Es ist äußerst bedauerlich, daß solchen Vorwürfen eine innere Berechtigung nicht abzusprechen ist.

Daß sich in der Ideologie des deutschen Bürgertums ein großer Wandel vollzogen hat, und dieses den Wünschen und Bedürfnissen der Arbeiterklasse weit kühler gegenüber steht, als selbst in der Vorkriegszeit, ist bekannt. Man denke nur an die jetzige Einstellung der Kathedersozialisten, deren sprechendstes Beispiel Professor Herkner ist. Auch hier eine scharfe Entwicklung nach rechts und namentlich eine nicht gerade mannhaft anmutende Umschmeichelung der Herren der Industrie. Doch gibt es noch aufrechte Männer. So erlassen die Professoren der Staatswissenschaften an badischen Hochschulen einen Aufruf, worin es u. a. heißt:

„Die turchtbarste Belastung und Spannung unseres Volkes, die von unserem äußeren Schicksal ausgeht, wird seit einiger Zeit durch innere, auf sozialem Gebiet liegende Vorgänge gesteigert, Vorgänge, die von großen Teilen des Volkes als sozialpolitische Reaktion empfunden werden. Damit bahnt sich erneut eine Entwicklung an, die schon einmal in Deutschlands besseren Tagen den inneren Frieden und die Zusammenfassung der Volkskraft in entscheidender Weise gestört hat. . . . Wir warnen davor, daß wichtige sozialpolitische Einrichtungen, die die Sozialpolitik aller Industrieländer seit Generationen als Mittel des sozialen Friedens und zur gesellschaftlichen und nationalen Ein-

gliederung der Arbeiterschaft erkannt hat, in der Gunst der Gelegenheit von Arbeitgeberseite aus dem Wege geräumt werden. . . . Es verletzt unsere Auffassung von dem Gerechten und Sittlichen in dem Zusammenleben des Volkes, daß der Ruf zum „freien Spiel der Kräfte“ der in Wirklichkeit ein Aufruf zum wirtschaftlichen Machtkampf ist, am lautesten von denen erhoben wird, die sich in der Not von Staat und Volk unerhörte Machtpositionen geschaffen haben. Wir sind überzeugt, daß dieser Aufruf zum Wirtschaftskampf unvermeidlich breiteste Schichten des Volkes radikalisiert und damit den letzten Rest von Volkszusammenhalt gefährdet.“

Wenn dieser Aufruf auch in der demokratischen Luft des badischen Musterländles geboren wurde, so macht es doch seinen bürgerlichen Urhebern alle Ehre, daß er in einer Zeit erschien, in der das Bürgertum vor den wirtschaftlichen und politischen Reaktionären auf dem Bauche liegt.

Die Zentralarbeitsgemeinschaft, die im Oktober 1918 gegründet wurde, hat längst zu existieren aufgehört. Ihrem Verschwinden ist heute keine Träne mehr nachzuweinen. Herr von Borsig bekannte sich auch jetzt noch zu ihr, obwohl es doch gerade die Unternehmer waren, die ihre Wirksamkeit unterminierten. In der Deutschen Bergwerkszeitung Nr. 78 wird nun eine neue „Arbeitsgemeinschaft“ zwischen den Unternehmern und Arbeitern empfohlen. Nachdem in dem betreffenden Artikel „Die Werkgemeinschaft, ein Weg zum sozialen Frieden“ die bisherige Arbeitsgemeinschaft als ungeeignetes Instrument zur Sicherung des sozialen Friedens in Grund und Boden gedonnert wird, fährt das Blatt fort:

„Hier sollen durch Mittel, die man zusammenfassend mit „Neopatriarchalismus“ bezeichnet hat,

Werksgemeinschaften entstehen; gleichsam eine horizontale Kombination von Arbeitgebern und Arbeitnehmern an Stelle der bisherigen, als vertikal zu bezeichnenden Gemeinschaft, von örtlichen Verbänden bis zur Spitze. Schlagwortartig zusammengefaßt kann man das Programm dieser Richtung als „Sozialpolitik innerhalb der Betriebe“ bezeichnen. Daraus ergeben sich von selbst die Forderungen:

1. Freier Arbeitsvertrag an Stelle des Kollektivvertrages.
2. Ersetzen des staatlichen Apparates der Sozialpolitik durch sinnentsprechende Einrichtungen im Betriebe unter staatlicher Kontrolle.
3. Abbau aller sonstigen Zwangsvorschriften, freie Wirtschaft, unbedingte Vertragsfreiheit in jeder Beziehung.

. . . Aus den beiden Polen im Betriebe, hier Arbeitgeber, hier Arbeitnehmer, soll durch geeignete Maßnahmen, die jedem Arbeitgeber im Gefühl liegen sollen, eine Gemeinschaft entstehen, ein geeignetes Sichverstehen und Sichhelfen . . . Kurz zusammengefaßt, gilt es die Seele des Arbeitnehmers zu gewinnen, den Arbeiter auch an der ideellen Seite zu fassen. . . .“

Also die Seele des Arbeiters soll gewonnen werden. Nun wohl-auf! Für die Arbeiter und ihre Vertreter sollten solche Auffassungen, die jetzt in allen Tonarten propagiert werden, ein Ansporn sein, daß die Seele des Arbeiters wieder von den Gewerkschaften gewonnen wird. Wir brauchen keinen „Neopatriarchalismus“, sondern eine einige und geschlossene Arbeiterbewegung, die sich von nebelhaften Zielen fernhält, aber desto wirksamer die sozialen Interessen der Arbeiter zur Geltung zu bringen weiß. Möge der Wahlkampf hierzu ein Auftakt sein!

Alberich.

Schieferdecker und Ziegeldecker

Schieferdecker:

Und wenn hundertmal Revolution war! Da kann keine Revolution was ändern! Dekorationsmaler ist was Besseres als Tüncher, Buchdrucker was Besseres als Tapetendrucker, Zeitungssetzer was Besseres als Tabellensetzer, Kupferschmied was Besseres als Kesselschmied, herrschaftlicher Kutscher was Besseres als gewöhnlicher Fuhrmann. Wir bleiben Schieferdecker und ihr bleibt Ziegeldecker.

Ziegeldecker:

Dumme Eitelkeit! Lächerlich! Dünkel! Wir setzen uns an einen Tisch mit euch! Wenn wir auch nur lumpige Ziegeldecker sind und keine wohlgeborenen Schieferdecker. Ziegeldecker sind wir! Mit Stolz! Jawohl! Ziegeldecker!

Schieferdecker:

Mit Schiefer arbeiten, das ist Kunst! Mit Ziegel arbeiten, das ist Tagelöhnerdienst!

Ziegeldecker:

Wir müssen gradesoviel schuftten wie ihr. Da ist kein Unterschied.

Schieferdecker:

Leistung machts! Wie war es denn vor dem Krieg? War unser Tariflohn nicht fünf Pfennig höher als der eurige? Heißt das kein Beweis? Schieferdecker, bleib' bei deinen Leisten! Wenn du heute von mir verlangtest, ich soll Ziegeldeckerarbeit tun . . . mein jüngster Sohn würde sich schütteln vor Lachen! An meine Ehre kann keiner ran! Auch keine Revolution!

(Beide zahlen und gehen. Im Hinausgehen)

Ziegeldecker:

Aufgeblasener Schieferdecker!

Schieferdecker:

Simpler Ziegeldecker!

Ziegeldecker:

Herr von Schieferdecker!

Schieferdecker:

Der Neid! Der Neid! Du Ziegelbachulke!

Aus Tollers „Hinkemann“. Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam

Die Tschechoslowakei

ist, trotz ihres fünfjährigen Bestehens, der großen Mehrheit ihrer reichsdeutschen Nachbarn immer noch sehr wenig bekannt. Man hat schon vor dem Krieg in Deutschland in sehr geringem Maß für Oesterreich-Ungarn sich interessiert, und seither haben materielles Elend, geistige Verwüstung und nationalistischer Irrwahn dies- und jenseits der Grenzen uns noch mehr vom Ausland abgesperrt. Nun gibt ein ausgezeichnetes Buch der Pertheschen Kleinen Völker- und Länderkunde, Friedrich Weils „Tschechoslowakei“, Gelegenheit, die Lücken im Wissen über die Nachbarrepublik auszufüllen, sowohl auf geographischem, geschichtlichem, staatsrechtlichem und kulturellem wie auf wirtschaftlichem Gebiet. Der Verfasser übt als Deutschböhme zwar verschiedene Kritik an der inneren Einrichtung des Staates als Herrschaftsinstrument einer Nation über alle anderen, an dessen Stelle man einen Bundesstaat freier Völker hätte errichten sollen; zumal die Tschechen nur durch die (von den Deutschböhmern als erkünstelt bezeichnete) Einbeziehung der Slowaken in das Tschechentum zu einer, überdies geringen Mehrheit über die Gesamtheit der anderen Völker im Staat gemacht wurden; er stellt auch fest, wie nachteilig gerade der Tschechoslowakei die Absperrung von den anderen Nachfolgestaaten Oesterreich-Ungarns gewesen ist, auf deren Gebiet der allergrößte Teil der Industrie Altösterreichs betrieben wird und der jene unwirtschaftliche Nationalistenpolitik den Absatz und die Konkurrenz sehr erschwert hat. Aber wenn der Verfasser auch die Ursachen der Dauerkrise der tschechoslowakischen Industrie darstellt, so beeinflusst seine oppositionelle Gesinnung zum jetzigen Kurs im Staat doch keineswegs die sachliche Güte seiner überaus reichhaltigen Darstellung.

Ri. Bn.

Das einzige größere Konversationslexikon

n. Kriegsschl. in 4 Großlexikonbänden
o. gänzlich umgearb. und wesentlich vermehrte Auflage von Brockhaus kleinem Konversationslexikon. Umfaßt das gesamte Wissen bis zur Gegenwart.

Etwas 3000 zweispaltige Textseiten
" 100000 Stichw.
" 87 Übersichten u. Seitafeln
178 einfarbige und 88 bunte Tafeln und Kartenseiten mit insgef. etwa 10000 Bild. u. Karten auch im Text
Band 1-4 elegant in Halbleinen je 18 Goldmark, in Halbpergament je 25 Goldmark.

Letzter Band 4 soeben erschienen.

Aus der Besprechung d. Frankfurter Zeitung: „Es ist in der Tat fast ungläublich, mit welcher Vielseitigkeit dieses Werk hergestellt ist. Man mag im ein Wissensgebiet greifen, in welches man will, über- Spezialprospekt kostenlos.“
Schließen Sie jeden Band einzeln auf Wunsch auch gegen Monatszahlungen von nur

4 Gmk.
oder 5 Gmk. für die Bände in Halbpergament gebunden. Alle vier Bände zusammen monatlich 16 Gmk. oder 20 Gmk. Bei Bezug gegen Teilzahlungen wird ein Zuschlag von 10 Prozent erhoben.

Buchhandlung
Karl Block
Berlin SW 68
Kochstraße 9

Der Neue Brockhaus

Bestelle bei der Buchhandlung **Karl Block**, Berlin SW 68, laut Inserat in der **Glocke** den neuen Brockhaus in 4 Bänden, Bd. 1, 2, 3, 4 in Halbleinen geb. je 18 Gmk., in Halbpergam. geb. je 25 Gmk. Der Betrag — die erste Rate — folgt gleichzeitig — ist nachzunehmen. Der Betrag wird durch 5 Monatszahl. unt. Anrechnung eines Teilzahlungszuschl. v. 10% beglichen. (Nichtgewünschtes gefl. zu durchstreichen.) Erfüllungsort Berlin.

Bestellchein

Ort u. Datum:

Name u. Stand:

Postcheckkonto 20748